Niethamer

Justinus Kerners Jugendliebe

und

mein Vaterhaus

nach Briefen und eigenen Erinnerungen

von

Marie Niethammer

geborene Kerner.

Mit einem Vorwort von Ottilie Wildermuth.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1877.

In einem dunkeln Thal
Lag jüngst ich träumend nieder,
Da sah ich einen Strahl
Von meiner Heimath wieder.

Auf Morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen,
Wie war der Himmel blau,
Die Flur wie reich an Segen!

„Blüthenstrauß".

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

„Die Todten leben schnell.“ „Wat is de lang dodt, der vor 'n Jahr gestorben is“.

„Wir stehn auf einem schmalen Raum,
Darunter liegt ein Herze kaum,
So ist es schon vergessen.“

Das sind lauter Aussprüche, die ein wehmüthiges Zeugniß davon geben, wie die Wellen des Lebens rasch über das Andenken an einen Geschiednen hingehen, ob er auch noch fortlebt im Herzen der Seinen.

Der Dichter soll ja über diesem Loose der Sterblichen stehen, er soll fortleben im Klange seiner Lieder, aber — wenn auch diese bleiben, das Bild seines eignen Lebens und Seins, das tritt bald in den Hintergrund vor neu auftauchenden Gestalten, — die Geister aller ersten Ranges ausgenommen, bei denen noch jede Scholle, die ihnen vom Schuh gefallen, durchs Mikroskop betrachtet wird, ob sich nicht ein Atom ihres Genius drin finde.

Justinus Kerner gehört einer bereits vergangenen Generation an, ein lebensvolles Glied der schwäbischen

Dichterschule ist er noch vor seinen Freunden Uhland und Karl Mayer heimgegangen. Vergessen wird der Sänger an der Weibertreu noch nicht sein, und doch sind wohl jetzt schon Viele, die nicht wissen, wie gerade bei ihm Leben und Dichten ineinander griff, wie die anmuthige Heimath, die er am Fuß der Weibertreue sich gegründet und die so gastlich offen stand, so ganz den Stempel seines eigenartigen Wesens trug, so reich an traumartiger Poesie und an gesundem schwäbischem Humor.

Darum denke ich, wird das Buch mit Freuden begrüßt werden, das uns, nicht in dichterischer Darstellung, sondern in unmittelbarem frischem Abdruck Kerners Jugendliebe und die Geschichte seiner Häuslichkeit wieder gibt, so treu und wahr, wie nur sein eigen Kind, sein Erstlingskind, es wiedergeben konnte.

Selbst wenn diese Schilderungen sich nicht an einen geliebten und geehrten Dichternamen knüpfen würden, müßten wir uns daran ergötzen als an einer lieblichen Idylle, und sie werden uns nicht nur die Gestalt des Dichters, sondern auch das Bild einer Zeit zurückrufen, die wir jetzt schon eine gute alte nennen dürfen.

Ottilie Wildermuth.

Einleitung.

Sollen diese Aufzeichnungen über die Jugendliebe meiner Eltern und meine Kinderjahre den engen Kreis der nächsten Angehörigen, für den sie ursprünglich bestimmt waren, verlassen, so glaube ich, denselben einige kurze Nachrichten über die Familien, denen mein Vater und meine Mutter entsprossen sind, und über die Jugendschicksale der beiden letzteren vorausschicken zu müssen.

Mein Vater, Justinus Andreas Kerner, hat seine erste Jugend selbst in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" geschildert. Er war der Sohn des als Mensch wie als Beamter ausgezeichneten herzoglich württembergischen Regierungsrathes und Oberamtmanns in Ludwigsburg Kerner, unter fünf Kindern — drei Knaben und zwei Mädchen — das jüngste. Als Justinus ungefähr elf Jahre alt war, ließ sich sein Vater aus Gesundheitsrücksichten von Ludwigsburg nach Maulbronn versetzen, wo er jedoch nach wenigen Jahren starb.

Nach dem Tode des Vaters kehrte der dreizehnjährige Justinus mit seiner Mutter und seiner nur

wenige Jahre älteren Schwester Wilhelmine nach Ludwigsburg zurück. Die übrigen Geschwister hatten sich alle schon selbständige Lebensstellungen gegründet.

Zuerst zum Kaufmanne bestimmt, gelang es Justinus, unter harten Kämpfen sich endlich den Weg zum Studium zu bahnen, und im Jahre 1804 bezog er als achtzehnjähriger Student die Universität Tübingen.

Er schreibt darüber in seinem Bilderbuche:

„Es war der Herbst des Jahres 1804, wo ich mich von Ludwigsburg verabschiedete und unter Thränen meiner guten Mutter, die mich ungern aus ihrer Nähe verlor, der Universitätsstadt Tübingen zuwanderte.

„Mit Büchern und Zeug war mein Ränzlein schwer bepackt. Um jetzt schon das Sparen anzufangen und einzulernen, hatte ich unterwegs nirgends eingekehrt und mich an ein paar Brunnen mit einem frischen Trunke zum Weitergehen gelabt. So kam ich im Mondschein, allerdings endlich sehr ermüdet, vor Tübingen an, in der Gegend, wo an der Chaussee vor dem sogenannten Gutleuthause (einem Armenspitale) eine Bank stand. Auf diese ließ ich mich ermattet nieder und schlief unter dem Gesäusel der nahen Pappeln ein.

„Als ich erwachte, wogten die Pappeln am Wege im heftigen Sturme hin und her und Wolken flogen am Monde vorüber. Als ich mich erhob, wehte der Luftzug mir ein beschriebenes Papier entgegen; ich haschte es mit der Hand, es war ein ärztliches Recept, das der Wind aus einem offenstehenden Fenster des

Armenspitals getrieben hatte. Die Receptur hatte die Unterschrift des damaligen Oberamtsarztes, Dr. Uhland in Tübingen, eines braven Praktikers und Menschen (Oheim des Dichters). Wohl hatte ich mich beim Verlassen der Heimath fürs Studium der Naturwissenschaften entschlossen, aber noch nicht für das besondere der Medicin. „Nun ja," sagte ich vor mich hin, „dieses Blatt ist dir zum Zeichen deines künftigen Berufes gesandt. Du sollst ein Arzt werden!" In diesen Gedanken und mit diesem Vorsatz zog ich durch das Lustnauer Thor in die mir ganz unbekannte Stadt der Musen ein."

Mit vollem Eifer widmete sich Kerner dem von ihm ergriffenen Studium. Neben der Wissenschaft aber war es die Poesie, die treue Begleiterin seiner Knaben- und Jünglingsjahre, der er sich nun mit hoher Begeisterung hingab. Und sie war es, die um ihn, der fremd in Tübingen angekommen war, bald einen Kreis von gleichgesinnten jungen Männern versammelte, der für die Meisten ein Bund treuer Freundschaft für das ganze Leben und eine Quelle der edelsten geistigen Anregung und Thätigkeit wurde.

Vor Allem war es Ludwig Uhland, an den sich Justinus innig anschloß — und der Freundschaftsbund, den die beiden für alles Schöne und Gute begeisterten Jünglinge damals mit einander schlossen, hielt in unverminderter Kraft und mit ungeschwächtem Feuer aus, bis der Tod sie trennte.

Uhlands Wittwe schreibt über den Einfluß, den Justinus Kerner auf Uhland ausübte, in ihrem Buche:

„Im Jahre 1804 kam Justinus Kerner nach Tübingen. Schon früher waren die jungen Leute (Uhland und Kerner) bei gemeinschaftlichen Verwandten bekannt geworden. Die Liebe zur Poesie brachte sie immer näher, und Kerners bewegliches zutrauliches Wesen übte auf den zurückgezogenen Uhland einen sehr günstigen Einfluß aus. Durch ihn wurde er auch mehr mit andern Studenten bekannt, und bald bildete sich ein Kreis von Freunden, die in Abendzusammenkünften frohe und genußreiche Stunden verlebten und für das ganze Leben sich an einander anschlossen. Karl Mayer (später Oberjustizrath in Tübingen), auch durch die Poesie mit Kerner und Uhland verbunden, trat beiden innig nahe. Heinrich Köstlin, Georg Jäger (beide später Medicinalräthe zu Stuttgart), dann Karl Roser (nachheriger Staatsrath in Stuttgart) und andere mehr bildeten einen frohen, geistig bewegten Kreis."

So führte Justinus ein geistig reich bewegtes Leben, als Gott ihm das Mädchen in den Weg führte, welches das Glück seines Lebens, der Impuls seiner schönsten poetischen Thätigkeit werden sollte, Friederike Ehmann, seine nachmalige Gattin.

Friederike, die Tochter von Philipp Friedrich Ehmann, Pfarrer in Ruith bei Stuttgart, wurde als zweitjüngstes von fünf Kindern aus der ersten Ehe ihres Vaters in Ruith geboren. Noch als kleines Kind

hatte sie das Unglück, ihre Mutter zu verlieren. Bald nach dem Tode seiner Frau verließ der Vater Ruith, um einem Rufe als Professor an das Seminar in Denkendorf zu folgen.

Dort entschloß er sich seiner Kinder wegen zu einer zweiten Ehe, aus der drei Kinder entsprangen.

Friederike war der Liebling ihres Vaters, eines geistig hochbegabten, durch Herzensgüte wie durch weit umfassende Kenntnisse gleich ausgezeichneten Mannes. Neben ihren anderen liebenswürdigen Eigenschaften ward dem Vater ihre Lernbegierde bei ihrem klaren Verstande bald eine große Freude. Sie lernte aus eigenem Antriebe mit ihren Brüdern die lateinische Sprache, so daß sie noch ihren Enkeln die Argumente durchsehen konnte. Von ihrem Fleiße als Schülerin kann noch heute manches Buch reden, das sie mit Worten lebendiger Anerkennung von ihren Lehrern als Prämie erhielt.

Doch wurde über der geistigen Ausbildung die häusliche nicht versäumt. Schon frühe lernte Friederike unter der Anleitung ihrer zweiten Mutter sich mit den Geschäften der Haushaltung vertraut machen.

Als Friederike etwa das vierzehnte Jahr erreicht hatte, legte ihr Vater das Professorat in Denkendorf nieder und siedelte als Stadtpfarrer nach Großbottwar über.

Keines der Kinder hatte sich in so hohem Grade an den Vater angeschlossen, wie sie, die wohl am

meisten geistige Aehnlichkeit mit ihm hatte. Furchtbar schwer traf sie daher der Schlag, als sie, auf einem Besuche bei ihrer Tante H. in Lustnau von zu Hause abwesend, durch die Nachricht von dem Tode ihres Vaters überrascht wurde, ohne daß sie eine Ahnung von seiner Erkrankung gehabt hätte.

Noch beim Antritt ihrer Reise nach Lustnau hatte ihr Vater sie zum Abschiede in die Arme geschlossen und unter Thränen zu ihr gesagt: „Komm' bald wieder, liebes Rickele, ich kann nicht leben ohne dich.“ Ob er wohl geahnt hatte, daß er sein Kind zum letzten Male sah?

Häusliche Verhältnisse brachten es mit sich, daß Rickele, um der durch zahlreiche Kinder hart bedrängten Mutter Erleichterung zu verschaffen, nach dem Tode ihres Vaters dauernd bei ihrer Tante in Lustnau bleiben mußte.

Wie dieser Aufenthalt neben mancher bittern Stunde ihr das Glück ihres Lebens brachte, will ich nun in den folgenden Blättern erzählen.

Justinus Kerners Jugendliebe

und

mein Vaterhaus.

Justinus Kerners Brautschaft.

Wie Justinus Kerner sein Rickele fand.

Es war am 26. April 1807, Uhlands Geburtstag, als Kerner und Uhland mit einer Gesellschaft von Freunden und Verwandten die Achalm bei Reutlingen bestiegen. Alle waren fröhlich, nur ein junges feines Mädchen in dunkler Kleidung, das mit zu dieser Gesellschaft gehörte, stand allein und sah traurig in die Gegend hinaus. Kerner, der dieses Mädchen noch nie früher gesehen hatte, trat auf sie zu und redete sie mit den Worten Goethe's an:

„Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß du hast geweint.“

Sie antwortete mit dem zweiten Vers:

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz.“

Mit diesen Worten war der Bund der Herzen zwischen Friederike und Justinus geschlossen. Fest und klar war er sich von diesem Augenblick an bewußt, daß sie es sei, in der er das Glück seines Lebens gefunden habe, und innig, wie sie vom ersten Worte an mit einander verbunden waren, blieb von nun an das herzliche „Du" für immer zwischen ihnen bestehen, das Justinus mit den Worten des Dichters gebraucht hatte.

Es war der erste Ausflug, den Friederike nach dem Tode ihres Vaters von Lustnau aus gemacht hatte.

Aus ihm sollte für sie und Justinus ein Glück erblühen, wie es selten Menschen zu Theil geworden ist.

Freud und Leid in der Liebe.

Die darauf folgende Zeit brachte für Rickele und Justinus ein Liebesleben in der vollsten und schönsten Bedeutung des Wortes, bei dem das Leid zwar nicht ausblieb, besonders für Friederike.

Kerner war schon als Student ein ausgezeichneter Mann, der durch seine Talente, sein liebenswürdiges originelles Wesen in den Tübinger Kreisen sehr bekannt und gern gesehen war; daß aber ein Mädchen sich jetzt schon an ihn binden könne, kam allen Verwandten und Bekannten Friederikens doch zu aussichtslos vor, und diese wurde von der gestrengen Frau Tante H. sehr bewacht. Nur die heiße Liebe ihres Justinus, seine Treue und Beharrlichkeit gaben ihr die Kraft, alles auszuhalten, was Schweres über sie erging.

Die Liebenden konnten sich nur wenig sehen, oft nur aus der Ferne.

Lustnau liegt ganz von Bergen umgeben, und von einem derselben sah man herunter an die Oberamtei (jetzige Sophienpflege) und an das Fenster von Rickeles Zimmer. Auf diesem Berge lag Kerner oft stundenlang und war glücklich, wenn er seine Geliebte am Fenster erblicken konnte.

Schriftlich verkehrten sie fleißig und legten ihre Briefe in einer alten verlassenen Kapelle unter einen Stein nieder. Dort sahen sie sich auch hie und da.

Viele Lieder Kerners entstanden damals, die zuerst in Prosa oder gleich in Versen in den Briefen an sein Rickele enthalten sind.

Der schönste Liebesfrühling leuchtet aus diesen Briefen, und ich kann mich nicht enthalten, einige, von Justinus wenigstens, beizusetzen:

Montag 1807 (Nachts 10 Uhr).

Sahst du mich auf dem Berge? Du sahest mich und konntest nicht zu mir herauf, und ich konnte nicht zu dir hinab. Lang lag ich im Grase da und sah aus dem Gebüsch hervor nach deinem Fensterlein, da glaubte ich dich einmal zu sehen und sprang auf. Es war aber nur ein weißes Blümlein, das sich mir vor Augen stellte, als ich so im Grase dalag. Bald darauf kamst du doch noch und schienest ganz weiß herauf. Ein Brieflein habe ich dir hingelegt und der Mond hat mir dazu geleuchtet.

Liebes Mädchen, sahst du nicht, wie gestern
Ich auf hohem Berge lang gelegen?
Blickend auf das weiße Kreuz im Thale,
Das die Flügel deines Fensters bilden,

Glaubt' ich schon, du kämst durchs Thal gewandelt
Sprang ich auf, da war's ein weißes Blümlein,
Das sich täuschend mir vors Auge stellte.
Lange harrt' ich, aber endlich breiten
Auseinander sich des Fensters Flügel,
Und an seinem weißen Kreuze stehst du,
Berg und Thal ein stiller Friedensengel.
Vöglein ziehen nah an dir vorüber,
Täublein sitzen auf dem nahen Dache,
Kommt der Mond und kommen alle Sterne,
Blicken all' dir keck ins blaue Auge.
Steh' ich einsam, einsam in der Ferne,
Habe keine Flügel hinzufliegen,
Habe keine Strahlen hinzusenden,
Steh' ich einsam, einsam in der Ferne.
„Gehst du, sprech' ich mit verhaltnen Thränen:
Ruhet süß, ihr lieben, lieben Augen!
Ruhet süß, ihr weißen, weißen Lilgen!
Ruhet süß, ihr lieben, lieben Hände!“
Sprachen's nach die Sterne an dem Himmel,
Sprachen's nach die Blumen in dem Thale.
Weh! o weh! du hast es nicht vernommen!

Dienstag Nachts 11 Uhr.

Schön ist's, wenn zwei Sterne bei einander stehen, ach, man sieht sie so gerne an, sie geben auch viel helleren Schein. Schön ist's, wenn zwei Blumen bei einander stehen, man freut sich ihrer, sie geben auch viel süßeren Duft. Doch, wenn zwei, die sich lieben, bei einander

stehen, wie schön ist das! Sie leuchten heller als zwei Sterne, sie duften süßer als zwei Blumen. Daß ich dich wieder sah, du theueres Mädchen! deine Liebe macht mich so glücklich. Doch ach, was fühlt dieses Herz? ist es Leiden, ist es Liebe? Ob Liebe Leiden sei, ob Leiden Liebe sei, weiß ich zu sagen nicht, aber ich klage nicht, lieblich das Leiden ist, wenn Leiden Liebe ist. Der Duft ist die Liebe der Blume, die Liebe ist der Duft des Mädchens! Eine Blume ohne Duft, so schön sie auch sein mag, steckt man nicht gern an das Herz. Ein Mädchen ohne Liebe, so schön es auch sein mag, ist ein todtes Spielwerk. Duft gibt der Blume Leben und Sprache, Liebe, Leben und Sprache dem Auge des Mädchens. Der Jüngling verhält sich zum Mädchen wie der Stern zur Blume, rastlos schweift der Stern durch Wolken und Stürme. Die Blume duftet still auf häuslicher Flur, an die Mutter, die Erde, gebunden; der Stern, von düsteren Wolken umzogen, verliert seinen hellen Glanz. Die Blume duftet auch unter Stürmen ruhig fort. — Liebe, unser Tagwerk ist vollbracht, laß uns jetzt recht ruhig an einander denken. Wie fern ist der Stern von der Blume, und doch wird sie von ihm erhellt. Wie fern ist die Blume vom Stern, und doch duftet sie zu ihm empor. Wie fern bist du von mir, und doch fühl' ich deine Liebe, ach so innig, als wenn ich dich an mein Herz gepreßt hätte. Wie fern bin ich von dir, und doch fühlst du, ich weiß es, meinen Strahl in deinem Herzen.

Das schwarze Band von dir trage ich fest auf dem Herzen.

Schwarzes Band, o du mein Leben!
Ruh' auf meinem Herzen warm;
Liebe hat dich mir gegeben,
Ohne dich, wie wär' ich arm!

Fragt man mich, warum ich trage
Dieses schwarze, schlechte Band,
Kann ich's nicht vor Weinen sagen,
Denn es kommt von Liebeshand.

So ich sollte ruhig schlafen
In dem Bettlein, kann's nicht sein;
Habe stets mit dir zu schaffen,
Schwarzes Band! du liebe Pein!

So ich sollte zu mir nehmen
Etwas Speise oder Trank,
Kann ich nicht vor lauter Grämen
Sagen Dank: denn ich bin krank.

Krank sein, es nicht dürfen klagen,
Ist wohl eine schwere Pein;
Lieben, es nicht dürfen sagen,
Muß ein hartes Lieben sein!

Mittwoch Nacht.

Wie flohen alle Schmerzen,
Wie leicht ist doch mein Sinn,
Seitdem in deinem Herzen
Ich innig leb' und bin!

Ist nicht die Welt voll Frieden,
Verwandelt ach! so ganz?
So leb' ich wohl in Blüthen,
In Sonn= und Mondenglanz.

Bin in des Himmels Aue
Voll Sternen, Duft und Thau.
So ist mir, seit ich schaue
Aus deinen Augen blau!

Seit ich in deinem frommen Herzen lebe, du theueres Mädchen, wie ist die Erde, wie sind die Menschen ganz umgestaltet, ich fühle, ich werde besser durch dich. Und wer sollte nicht besser werden, der in einem solchen reinen, frommen, jungfräulichen Herzen, in einem solchen Tempel der reinen Mutter Gottes wohnt.

Ich blieb gestern Abend noch lange dort unten liegen und wollte dem Wetter trotzen. Es hielt aber gar zu lange an und ich ging den Berg hinauf, sah dich zum Glück an deinem Fensterlein, und du sahest auch mich, meine Liebe, es war ein schöner Tag gestern. — Lieber Himmel! Guter Gott! Dank, Dank, tausend Dank für ihn!!! —

Herr von Seckendorf schrieb mir heute um Gedichte für seinen Musenalmanach. Da sandte ich ihm einige, unter Andrem auch das, welches du mir eingabst:

Ständchen.

Ich kam vor Liebchens Fensterlein,
Thät viele Stunden stehen,
Ob nicht im milden Abendschein
Die Liebe wär' zu sehen.

Was fühlt dieß Herz? So Lust als Weh,
Sie kömmt! o süßes Bangen!
Ich sah wohl zitternd in die Höh —
Da kam der Mond gegangen.

Doch jetzt, doch jetzt, was fühlt dieß Herz?
Gewiß! sie ist nicht ferne!
Ich sah wohl zitternd himmelwärts —
Da stunden tausend Sterne.

Dann drüben an dem Fensterlein
Sich mir ihr Bildniß zeigte;
Es war des Himmels Widerschein,
Was sich herunterneigte.

Auch Fouqué bat mich um Gedichte für seinen Almanach, der mit schönen Kupfern erscheint. Da sandte ich ihm unter mehreren wieder ein von dir eingegebenes:

Seh' ich in das stille Thal,
In dem Sonnenscheine
Stehen Blumen ohne Zahl,
Blick' ich nur auf eine:
Ach es blickt ihr Auge blau
Jetzt auch auf die Auen.
Im Vergißmeinnicht voll Thau
Kann ich es erschauen.

Tret' ich an mein Fensterlein,
Wenn die Sterne scheinen,
Mögen alle schöner sein,
Blick' ich nur auf einen:
Ach gen Abend blickt sie mild
Wohl nach Himmelshöhen,
Denn dort ist ein liebes Bild
In dem Stern zu sehen.

Ein jedes Mädchen und ein jeder Mann, der sie nun einst dort liest und den sie freuen, hat es dir zu verdanken.

Donnerstag Nacht.

Ich kam so eben aus einem Garten zurück, wo ich zu Professor Gmelin eingeladen war, wir waren alle sehr vergnügt und ich besonders, da ich an deine Liebe dachte, als wir auf die Gesundheit unsrer Mädchen tranken. — Ach! — dachte ich, wie Mancher ist wohl unter uns, der ungeliebt mit Schmerzen an ein liebes Mädchen denkt, und ich bin so glücklich und darf denken, die ich liebe, die liebt mich wieder, die denkt jetzt an mich, die träumt jetzt von mir, der bin ich Alles, wie sie mir Alles ist. — Du kannst nicht fassen, welche unsägliche Wonne mich bei diesem Gedanken ergriff. Dank! Dank du liebes Mädchen, tausend Dank für all' die Gefühle, die du mir gibst und die ich, ach! dir gewiß nicht wieder geben kann. Ach, ich wäre nur halb so froh gewesen, hätte ich nicht gedacht: wie mein Herz jetzt in Freude schlägt, schlägt auch ihr Herz jetzt in Freude, das in dem meinen ruht. — Kind, ruhe süß, du Liebe, du theures Herz, Gott ist mit dir, er ist, wo Liebe ist. — Gute Nacht, ruhe süß in deinem Kämmerlein, und wenn du wachst, so duften tausend Blumen von den Bergen zu dir und bringen dir meinen Morgengruß.

Freitag Nacht.

Guten Tag, guten Morgen, mein Kind, meine Liebe! — Ich habe einen schönen Traum gehabt, ach! verspräche er nur auch einen schönen Tag!! — Nun bin ich wieder voll Sorgen und das Herz schlägt so bang und so voll Angst, ach Kind, so bang, — ob ich dich heute sehen werde, wie es dir ergeht! — Ob ich nicht sündigte, daß ich ohne dich froh sein wollte, wollte, o Kind, mir ist so angst! — —

Und doch habe ich so schön geträumt! — Es steht ein verblühter Gelbveilchenstock vor meinem Fenster, da träumte mir, es sei aus ihm ein großer Rosenstock, voll großer Rosen, gesprossen, um den sich ein grüner Lorbeer gewunden. Ist das nicht ein schöner Traum? Rosen bedeuten Liebe und Lorbeer Freude und Sorge. — Rosen sind der Kranz der Jungfrau, und Lorbeer ist der Kranz der Dichter. Ach, wenn auch du ihn im Traum gesehen hättest, dann wäre es gewiß ein gutes Zeichen, das uns der Himmel zum Trost sandte in den Wolken und Stürmen, die uns umgeben.

Sage mir, mein liebes Mädchen:
Was bedeutet dieser Traum?

Steht vor'm Fenster meiner Zelle
Halbverblüht ein Rosmarin.
Träumte mir: es sei aus ihm heut
Schnell ein Rosenstock gesprossen,
Voll der düftereichsten Rosen,
Hätt' sich auch ein Lorbeer grünend
Um den Rosenstock gewunden.
„Rosmarin ist Wehmuth, Trennung,
Rosen deuten Lieb' und Freude,
Lorbeer deutet Ruhm und Sieg."

Darum fülle, blaues Auge,
Dich fortan nicht mehr mit Thränen,
Laß allein mein dunkles Auge
Still umwölkt in Thränen steh'n.
Darum blicke, blaues Auge,
Nimmer trübe an den Himmel,

Sieh', sonst blickt er wieder trüb,
Und wohin kann ich noch schauen,
Als gen Himmel, wenn ich nimmer
In dein Auge schauen kann?

Samstag Nacht.

Lange sah ich heute voll Sehnsucht vom Berge auf das weiße Kreuz herunter, das die Flügel deines geschlossenen Fensterleins bilden, bis es sich endlich aus einander breitete, und du, Liebe, ein freundlicher Engel, an ihm erschienst. O genug, genug Belohnung für zwei Stunden, die ich harrte. Dein Brieflein fand ich und las es im Scheine des Mondes. — Ach, es hat mich so traurig gemacht, daß du um zwei Uhr wieder, um zu waschen, aufstehen mußtest, wo ich noch im Bette liege. Ich kann nicht schlafen, wenn ich an dieses denke, es macht mich so betrübt, daß ich fast wie ein Kind weine. — Im Heimweg verkam mir ein Kind, das sich verirrt hatte, das nahm ich in meinen Schutz und ließ es mit mir laufen, es hatte so Angst vor den Bären, die es fressen würden, daß es am ganzen Leib zitterte. — Als ich am Kirchhof vorüberging, schmiegte es sich fest an mich, ich fragte, ob es nicht da hinein wolle, da sagte es: ach, ich habe ja heute noch nichts gegessen! — Ich gab es unter dem Thore ab.

Es ist nichts so eigen und so schön, als des Abends im Mondschein durch die Straßen einer alten Stadt zu wandeln. Wenn die hohen Häuser so schwarz und ernst dastehen, und der Mond mit freundlichem Scheine die engen Straßen hellt. Die Leute sitzen so friedlich vor ihren Häusern nach des Tages Last, Kinder, Mann und Weib

Magd und Geselle, und Annäherung und Vertrauen spricht da aus manchem Auge. Es ist nicht mehr so das besorgte, geizige Rennen nach Erwerb auf den Straßen, das mühsame Tragen, Hämmern, Fahren und Treiben. Es ist mehr das Leben in einer glücklicheren Welt; Ruhe und Stille ist auf der Straße und in den Häusern, eine Stille, die nur das Rauschen eines Brunnens unterbricht, oder die dumpfen Töne einer alten Thurmglocke, oder hie und da aus einem Hause herab eine Flöte, oder das Flüstern zweier Liebenden unter der Hausthüre. Ach Gott, wie oft beneide ich manchen Handwerksburschen, der ohne Scheu mit seinem Liebchen im Mondschein durch die Straßen wandelt, der, wenn er auch den ganzen Tag über im Schweiße da stund, um sein karges tägliches Brod arbeitend, doch den süßen Trost hat, Abends am Arme seiner Liebe auszuruhen. — O glücklicher Heinrich, Johann, Schlosser, Schmiedsgeselle, oder wie du dich nennst. Wie gerne gäbe ich dir all mein eitles Wissen, das Wissen, daß die Menschen nichts wissen, wie gerne gäbe ich dir meine Hoffnung auf den Doctorstitel, meinen Sessel, darauf mich zu setzen, mein Bett, in dem du liegen kannst, so lange es dir beliebt, mein Dintenfaß und mein Buch um dein glückseliges Loos.

Sonntag Nacht.

So sah ich dich doch von Weitem, genug, um zehn Stunden darum zu laufen! Als es dunkel war, stieg ich vom Berg hinab und — o Gott! — welche Freude — ich fand dein Brieflein! — Als ich darnach langte, hörte ich was im Gebüsch rauschen, ich meinte fast, du seiest es. Aber denke nur — da kam ein Rehlein ganz ungescheut an mir

vorüber, ich verscheuchte es auch nicht, ob ich es gleich hätte mit den Händen langen können. Ich sah es an als einen Boten von dir oder als dich selbst in dieser Gestalt versteckt, denn es war so herzig und klein, wie du und sah so friedlich aus.

Juli, Montag (4 Uhr Morgens).

Liebes Rickele! Wie gerne hätte ich dir noch gestern Nacht geschrieben, ich war aber außer Stand, gewiß! In Lustnau noch lange aufgehalten, mußte ich beinahe springen, um vor zehn Uhr noch in das Haus zu kommen. Wie irrte ich gestern auf den Feldern umher, wie klopfte mein Herz, und, als ich keinen Ausgang mehr fand und schon fürchtete, nicht mehr zu dir zu kommen, Liebe, wie war mir da!!! — ach da fühlte ich recht, wie ich dich liebe. Gern hätte ich eine Minute darauf mein Leben gegeben, hätte ich dich nur gesehen, gern hätte ich mich noch ganz außer Athem gelaufen, hätte ich nur mit dem letzten Athemzug mein liebes Rickele gesehen. — Ich legte mich auf den Boden nieder und mußte weinen vor Schmerz. — Doch als ich dich fand, du liebes Kind, als ich dich sah, wie war da alles vergessen. O wären nur nicht die Leute gewesen, wie hätte ich dich an mein Herz gepreßt. Welch ein froher Abend dann an deiner Seite. O lasse uns jeden Augenblick benützen, wo wir uns sehen, sprechen, schreiben und uns an das Herz drücken können! Die frohen Tage, sie vergehen so bald. Wie ich dich liebe, du Liebe, wie ich so ganz dein bin! o fühltest du nur, was ich jetzt fühle! welche Liebe, welche Liebe zu dir.

Mittwoch.

Mein Rickele, mein liebes theures Mädchen, warum bin ich doch fröhlich, warum nach vielen Tagen wieder. Gott, ich sah so viel Liebe heute in deinen Augen, darum bin ich so fröhlich. O liebes Mädchen, daß du mich liebst, es ist ein Traum. Daß ein Mädchen, ach, so was Heiliges in meinen Augen, mich liebt — das ist ein Traum. — Du süßer Traum, laß mich nicht erwachen!!

Donnerstag Morgens.

Ich meinte, nun werde ich nach dem frohen Abend auch endlich einmal gut schlafen. Es geschah aber nicht. Mir träumte, ich hätte müssen wie zu einem Feste viele Leute einladen, die alle in schwarzen Mänteln einherzogen. Meine Mutter ging ganz schwarz gekleidet voraus und zog mit ihnen auf einen Kirchhof zu einem Grabe. Da stellten sich alle die Männer in den schwarzen Kleidern stumm herum. Da gab mir meine Mutter einen Spaten und befahl mir in das Grab hinein zu graben. Da grub ich mit zitternder Hand und, da war es gar erschrecklich, als ich verfaulte Stücke einer Bahre und einen Todtenschädel mit noch halbem Gesicht herauszog. Nach und nach wurde es ganz Nacht, und all die schwarzen Männer um das Grab wurden zu Raben, die mit schrecklichem Aechzen um mich flogen, bis ich ganz ermattet voll kaltem Schweiß erwachte.

O es war schrecklich! Du kannst es nicht glauben. Sieh! so verfolgen mich schwarze Geister, und wenn mir auch bei Tag einmal die Sonne schien, so ist die Nacht dafür ohne Mond und Sterne.

Dienstag Nacht 10 Uhr.

Das Gewitter konnte mich nicht abschrecken, ich ging noch spät durch die Thäler, mein Brieflein am ausgemachten Ort niederzulegen. Schon kam die Nacht. Es war, nachdem der Donner an den Bergen verhallt, eine schauerliche Stille rings umher.

Ich ging gerade die unbegangenen Wege durch die tiefen Thäler an einsamen Gärten vorüber, es graute mir fast, denn meine Phantasie war noch mit jenem Traum beschäftigt. Es war mir oft, als sähen mich allerlei Gestalten aus den Fenstern der verlassenen Gartenhäuser an. Am schauerlichsten war es mir, als ich über die öde Haide ging und die verwelkten Blumen und Kräuter unter meinen Füßen rauschten. Auf den Bäumen herum saß es voll Raben, als wären die alle zu Särgen bestimmt. Als ich mich dem Berg näherte, klopfte mein Herz. Ach nicht voll Angst, sondern voll Freude, denn ich hoffte ein Brieflein von dir zu finden.

Mit vieler Mühe glitschte ich den Berg hinab, der Kapelle zu, suchte — ach und fand nichts! — Da legte ich traurig mein Brieflein hin und stieg wieder empor. Kaum war ich oben aus dem Gebüsch, da faßte mich etwas beim Rock, worüber ich nicht wenig erschrak. Es war der Hund des Wildschützen, dem sein Herr bald nachfolgte. Sie machten sich wohl Hoffnung, ein Reh zu erwischen, und der Mann erschrak wohl mehr an dem Wild, als ich an ihm, als das Wild ihm „Gute Nacht" sagte.

Da ging ich schnell an dem Weg zurück und war jetzt nur froh, daß ich mein Brieflein abgegeben hatte. — Ich kam an dem Kirchhof vorüber und da hörte ich eine schöne Musik aus der Ferne. Man spielte Tänze. Ich hielt lange still und da meinte ich, die Wolken drehen sich nach dem Takte. Wie weiße Geister schwebten sie durch den Himmel.

Der Mond und die Sterne wogten auf und nieder, und die schlanken Pappeln wiegten sich wie Tanzende.

(Nun laß mich träumen und vollends mein Gemälde malen!)

Als ich so in die Harmonieen verloren da stund, kam ein Windstoß, es fuhren die schwarzen Thore des Kirchhofs plötzlich auf und es war mir, als träte ein Todtengerippe heraus, mich zum Tanze einzuladen.

Unwillkürlich trat ich in den Kirchhof ein. Munterer tönten die Tänze, näher gebracht auf den Flügeln des Windes. Es war mir, als umschlänge mich ein Arm, ich konnte nicht widerstreben — ich fing zu tanzen an. Noch viele Gestalten tanzten um mich. Die weißen vergoldeten Grabsteine, vom Monde beleuchtet, flammten wie Lampen im Hochzeitsaal. Blumen und Kräuter gaben süße Düfte.

Immer fester umfaßte mich der kalte Arm, er drückte mich an sich mit Macht, ich fühlte mein Herz nicht mehr schlagen, da flüsterte eine Stimme mir zu, es war Deine Stimme: „Das ist unser Hochzeittanz!“

Die Musik schwieg und ich erwachte wie aus Träumen. — Voll Schauer ging ich durch die schwarzen Gassen der Stadt und wähnte noch lange den kalten Arm um mich zu fühlen.

Komm', Bräut'gam! kommt, ihr Gäste!
Schon steht im Hochzeitkleid
Die bleiche Braut bereit,
Erwartend euch zum Feste.

Herbei! herbei! zum Tanz
Die bleiche Braut zu führen.
Seht! ihre Haare zieren
So Ros' als Lilienkranz.

So Mond und Sterne kränzen
Lichtvoll das dunkle Thal,
Lampen im Hochzeitssaal,
Die Leichensteine glänzen.

Und weil nach Tanz und Lauf
Der Ruh' wir nöthig hätten, —
Schloß ich zu Schlummerstätten
Die stillen Gräber auf.

Seht! eure Betten kränzet
Der Rosen stolze Art,
Doch eine Lilie zart
Am Bett der Braut erglänzet.

Die Hochzeit ist bereit,
Komm', Bräut'gam! kommt, ihr Gäste!
Es öffnen sich zum Feste
Die schwarzen Thore weit.

Ich werde heute auf dem Berge stehen, ich werde dich aber wohl nicht sehen können. Kein Wetter soll mich abhalten. Ach! fände ich doch nur ein Brieflein! O Herz, wie liebe ich! Ach! könnte ich doch nur eine Stunde noch einmal ruhig bei dir sein! — Der traurige Tag! O Liebe, wie traurig!

Aber ich will immer, immer auf dem Berge an dich denken, ich will meine ganze Phantasie zusammennehmen, mir gewiß zu machen, du seiest um mich, — und ach! bist du denn nicht um mich? bin ich denn nicht um dich? sind wir denn nicht immer bei einander? — —

Liebe, nein! Die Liebe trennt keine Entfernung — sie

ist ein beflügelter Engel. — O laß den Engel ewig in deinem Herzen wohnen! — —

Gott! Gott mit dir! reines, frommes, liebes Mädchen Dein nur dein

Justinus.

Marie.

Da sitzet sie, mit andern Blumen spielend,
Knospe der Rose,
Noch nicht den Strahl der Gottheit in sich fühlend,
Der bald des Himmels Füll' ihr weckt im Schooße,
Doch ahnt es schon das Lämmlein, das sie liebt,
Blickt süß betrübt,
Die Blume ahnet's, die sie trägt am Herzen,
Verblühet schnell in wonniglichen Schmerzen.

Bald aber senkt auf strahlendem Gefieder
Der Engel sich herab, o sel'ge Stunde!
Bringt ihr die Kunde,
Und betend sinkt die Gottgeweihte nieder;
Ein Strahl des Himmels zückt durch ihre Glieder,
Die Knospe reift zur Paradiesesfülle,
Doch sie erhebet sich in Demuth wieder:
„Ich bin die Magd, Herr! es gescheh' dein Wille!"

Mittwoch Morgen.

Du liebes, reines Kind! lache doch froh, blick nicht so traurig an den Himmel, sonst blickt auch er wieder so traurig herab — und was habe ich noch als den Blick zum Himmel, da ich nicht mehr in deine Augen schauen kann. Liebe! Gott sei mit dir, bete, bete! Lebe wohl, ich

schreibe dir alle Tage, schreibe auch, dieß kann uns Niemand verwehren.

Ich setze dir ein Lied von mir auf die Rückseite. Du kannst es auslegen wie du willst:

Die Erde ist nur fröhlich,
Wenn froh der Himmel blickt;
Schnell dann mit bunten Blumen
Sie Haupt und Busen schmückt.

Es tönt aus ihrem Munde
Dann mancher Wonnelaut,
Sie fliegt in leichten Tänzen
Wie eine junge Braut.

Doch blickt voll düstern Wolken
Der Himmel ernst und kalt,
Reißt sie die bunten Blumen
Von Haupt und Busen bald.

Sie zieht den Trauerschleier
Ums Angesicht zur Stund,
Es tönt kein Laut der Freude
Aus ihrem bleichen Mund.

Donnerstag Abend.

Ich gehe diesen Abend nicht aus, ich gehe nicht nach Lustnau, ich würde dich doch nicht sehen, und an einen Ort, wo ich weiß, daß ich dich nicht finde, gehe ich in Zukunft nimmer. Habe ich an dich genug geschrieben, so spiele ich auf meiner Guitarre, oder denke an dich und träume Liebe. Ja, laß mich träumen, lasse mich auf die schwarzen Wolken der Zukunft ein lichtes Gemälde malen.

Blick aus deinem Fensterlein dort über die Berge an den Himmel, dahin will ich es dir malen.

Siehst du die schöne Gegend voll Berge und Wälder und dunkler Thäler? Es ist eine Gegend des Schwarzwaldes. Hie und da sind unter Bäumen voll Blüthen, die süße Düfte durch die Thäler wehen, niedere Hütten mit langen, langen Dächern zerstreut. Das Horn des Hirten und das Läuten der Heerden tönt von den Bergen ins Thal, wo der Wanderer auf den Stab gelehnt stehen bleibt und mit vollen Zügen den Frühling einathmet.

Aber siehst du dieses kleine Haus dort, an einen Felsen gelehnt? Wer bewohnt dieses stille Haus? — Ich bewohne dieses stille Haus, denn schon lange lebe ich als Arzt unter diesen Menschen und rings aus allen Thälern kommen sie, um Rath und Hilfe bei mir zu suchen. Daß sie mit größerem Zutrauen und Liebe diesem Herzen nahen, trage ich diesen schwarzen Zwilchrock und diesen großen runden Hut und bin so gekleidet, wie sie gekleidet sind. — Aber welch liebes Weib geht dort im Thale und sucht Blumen und Kräuter? Das bist du, mein liebes Rickele!!! denn du bist schon längst ganz mein, ich lehrte dich die heilsamen Kräuter kennen und du sammelst sie ein. Dieß Bauernkleid, wie steht es dir doch so nett!! — Dieß ist eine Bäuerin? fragt sich der Wandrer, der freundlich grüßend an dir vorüber geht: „O ihr Weiber der Stadt!" seufzt er nun, und geht langsam das Thal entlang.

Aber wie freust du dich, so viel gesammelt zu haben; wie fröhlich rufst du mir zu und wie fliege ich zu dir. Liebe, laß dich an mein Herz drücken, hier im Angesicht der lebendigen Natur. Gott, du bist ja ganz mein, keinen Lauscher haben wir mehr zu fürchten. Wie drücke ich dich

an mein Herz. — — — Mädchen! wehe!!! Siehst du den Raben, der durch den Himmel über mein Gemälde wehklagend fliegt?? — — Theures Mädchen, wende den Blick hinweg, schon haben es deine Thränen verwischt — — es ist verschwunden. — Die schwarze Wolke tritt hervor, langsam und ernst bewegt sich ein Sarg durch die Lüfte — — Rabe! wem ist der Sarg? Mir oder ihr??

Blick aus deinem Fenster, Liebe!
Schaue über die blauen Berge:
Denn dort will ich an den Himmel
Dir ein licht' Gemälde malen.

Steigen aus der Näh' und Ferne
Hohe Berge an den Himmel,
Stürzen helle, kühle Quellen
In ein blumig, grünes Thal.

Stützt der Wanderer im Thale
Auf den Stab sich, einzuathmen
Jugend, Freiheit, Liebe, Kraft.

Steht gelehnt an einen Felsen,
Unter Laub und Rebenblüthe
Dort ein kleines Haus verborgen,
Steh ich vor dem kleinen Haus.

Kommt vom Bache, Kräuter tragend,
Dort ein liebes, junges Wesen,
Bist du es — die Meine längst.

Ist kein Lauscher mehr zu fürchten,
Drück' ich dich, du süßes Wesen!
An ein treues Herz voll Liebe,
Offen vor des Himmels Aug'.

Aber weh! o wehe Mädchen!
Siehst du dort nicht jenen Raben?
Aechzend fliegt er durch den Himmel,
Und verlöscht mit schwarzem Fittig
Mein Gemälde, weh! o weh!

Zum Schlusse finden hier zwei Lieder Kerners, die sich auf den Geburtsort Friederikens auf den Fildern und auf ihre spätere Heimath Großbottwar im Unterland beziehen, wohl eine passende Stelle.

Auf den Fildern unter den Bäumen.

Auf den Fildern unter den Bäumen,
Wo die goldnen Aepfel sind,
Wo der Kohl wie Silber glänzet,
Spielte sie, ein lichtes Kind.

Auf den Fildern unter den Bäumen,
Wo die Biene emsig schafft,
Lernte sorgen sie und sammeln
Einer Hausfrau Wissenschaft.

Auf den Fildern unter den Bäumen,
Schwabenlandes ächter Flur,
Wuchs sie auf zur treusten Tochter
Württembergischer Natur.

Auf den Fildern unter den Bäumen
Gab einst Gott den Segen ihr:
„Lerne lieben, schaffen, dulden,“
Sprach er, „Kind, ich bleib bei dir.“

Ueber den Fildern, über den Bäumen
Auf der Achalm hohem Haupt
Fand ich sie, im Gold des Morgens,
Hat sie mir das Herz geraubt.

Ueber die Filder, über die Bäume
Stieg die Lerche himmelwärts,
Sang ihr Lied, als ich sie drückt
Da auf ewig an das Herz.

Rückkehr.

In dem Thal, wo Burgen hangen,
An manch wald'ger Bergeswand,
Wo du oft als Kind gegangen
Sorglos an der Unschuld Hand,

Ging ich jüngst verlassen, Liebe!
Einsam und entfernt von dir.
Wie ich's so bedachte trübe,
Tratest du als Kind zu mir,

Zeigtest mir aus schönem Thale
Eine Blume licht und blau,
Wunderhell im Morgenstrahle
Sah aus ihrem Kelch der Thau.

Ueber Berge sah ich fliehen
Dann dein kindlich liebes Bild,
Wie sich Wölklein still entziehen,
War es bald dem Blick verhüllt.

Ist mir auch das Kind verschwunden,
Ist es doch die Blume nicht,
Wieder hab' ich die gefunden
Heut in deines Auges Licht.

Schmerz der Trennung.

Neben der heißen, tiefen Liebe, die aus jedem der vielen Briefe Kerners spricht, waren dieselben meistens traurig und oft von düsteren Phantasieen erfüllt, aber um so heller strahlte auch wieder das Glück aus ihnen, wenn er sein Rickele nur auf eine Stunde sehen konnte. In ihren Briefen ist ein großer Schatz von Liebe, Treue, Gottvertrauen und Demuth niedergelegt. Der klare, ruhige Verstand, der neben dem reichsten, tiefsten Gefühl in denselben seinen Ausdruck findet, gaben Kerner einen großen Trost und Halt — in der nun folgenden, durch lange Trennung herbeigeführten, schweren Zeit. Noch im December desselben Jahres trat ein, was Justinus später in der Zueignung seiner Gedichte an die Geliebte sagt:

Herz, gedenkst du noch der Stelle,
Wo einst unser Frühling war,
Lustnaus üpp'ger Blüthenbäume,
Der verlassenen Kapelle,
Jenes Himmels wunderklar?
Ach es waren kurze Träume,
Schmerz der Trennung lange Jahr'.

Herz von Herzen weggerissen,
Wandelnd in der Fremde lang,
Ward dein Stern dein frommer Glaube,
Meiner in den Finsternissen
Meine Liebe, mein Gesang;
So der Welt ward keins zum Raube,
Bis ich gänzlich dich errang.

Friederike siedelte schon im December 1809 zu Verwandten nach Augsburg über und Justinus blieb in Tübingen.

Noch vor Ostern 1808 wollte er sein Examen machen, wurde aber schnell davon abberufen, weil seine Mutter in Ludwigsburg gefährlich erkrankt war. Er verpflegte sie als treuer Sohn und Arzt; erst als sie genesen war, kam er im Juli wieder zurück und blieb noch länger in Tübingen, um seine Dissertation auszuarbeiten und weitere medicinische Studien zu machen. Von den Freunden traf er manche nicht mehr an, dafür wurde der Verkehr mit Uhland immer inniger. Auch Breslau, ebenfalls ein Student der Medicin und späterer Leibarzt König Ludwigs von Bayern, schloß sich den beiden Freunden an. Wie viel diese beisammen waren, zeigen nachfolgende Auszüge aus einem Tagebuch, das Kerner für sein Rickele schrieb.

Montag 8. October 1808.

„8—10 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet; von 11—12 Besuche bei Ludwig Uhland auf dem Zimmer; von 1—1/2 3 Uhr Besuche von Ludwig Uhland und Kielmaier; 1/2 3 Uhr

mit Uhland über den Ammerhof, wo wir umkehrten auf die Wurmlinger Kapelle. Unsere Gespräche waren meistens von Volksliedern, wozu uns einige singende Hirtenknaben veranlaßten. Oben auf dem Kirchhof fanden wir eine Frau, die die Gräber mit Weihwasser begoß. Nach 5 Uhr kamen wir zurück. Ich war allein auf meinem Zimmer und dichtete eine Ballade, sie hat zur Ueberschrift „Graf Asper.“ Nach dem Nachtessen auf dem Zimmer gearbeitet, dann zu Bett und die ganze Nacht ganz sonderbar von dir geträumt.

Dienstag.

Von 8—10 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 10—11 Uhr in der poetischen Vorlesung von Conz, von 11—12 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet. Nach dem Mittagessen bis 2 Uhr in der Cottaischen Buchhandlung Zeitungen gelesen, von 2—4 Uhr auf der Anatomie, von 4—6 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 6—1/27 Uhr im Dunkeln auf der Maultrommel gespielt, 1/27 Uhr zum Nachtessen, vom Nachtessen bis 8 Uhr Besuch von Uhland gehabt, von 8—10 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet.

Mittwoch.

Von 8—11 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 11—12 Uhr mit Breslau, einem Juden, der hier Medicin studirt, am Neckar spazieren gegangen. Nach dem Mittagessen bis 4 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, um 4 Uhr mit Ludwig Uhland in das Bebenhauser Thal. Mit welchem Schmerz ging ich an den Bergen vorüber. — Wir kehrten im Rückweg im Adler ein. Nach dem Nachtessen bis 9 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, um 9 Uhr schon in das Bett.

Donnerstag.

Von 8—10 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 10—2 Uhr mit Ludwig Uhland auf der Jagd bei Bebenhausen. Um 2 Uhr nach Tübingen auf die Anatomie bis 4 Uhr, um 4 Uhr mit Breslau auf die Jagd bis gegen 7 Uhr. Es war der Mühe werth, diese Jagd zu sehen. Das Wild wurde in ganzen Heerden herbei getrieben. Viele hundert Hirsche und Rehe sah man auf einem Haufen. Viele fing man lebendig, die andern wurden niedergestochen oder geschossen. Für die Zuschauer waren Stände wie in einem Theater errichtet, und man konnte das Ganze bequem und in der Nähe ansehen. Nach dem Nachtessen auf dem Zimmer gearbeitet, nach 10 Uhr in das Bett, um ungestört wachend oder schlafend von dir zu träumen.

Freitag.

Von 8—10 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 10—12 Uhr auf der Anatomie, von 4—$^1/_2$7 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, nach dem Nachtessen bis 8 Uhr Besuch von Ludwig Uhland. Ich bekam diesen Abend Husten und einen geschwollenen Hals, ging daher um 8 Uhr in das Bett. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und war sehr krank.

Samstag.

Ich mußte das Bett hüten und hatte Besuch von Ludwig Uhland und Breslau. Gegen Mittag legte sich meine Krankheit. Von 1—2 Uhr war ich mit Ludwig Uhland bei einer Bücherauktion, von 2—3 Uhr auf der Anatomie, von 3—4 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 4—$^1/_2$6 Uhr Kielmaiers Vorlesung, von $^1/_2$6—7 Uhr auf dem

Zimmer gearbeitet, von 7—8 bei Dr. Uhland, von 8—10 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet.

Sonntag.

Ein freudiger Tag, morgens 8 Uhr erhielt ich deinen Brief. Von 8—10 Uhr mit ankleiden und Briefe schreiben zugebracht, von 10—12 Uhr Besuche bei Autenrieth gemacht, von 1—2 Uhr mit Ludwig Uhland und Breslau am Neckar spazieren gegangen. Von 2—3 Uhr Besuche bei Ploucquet gemacht. Von 3—5 Uhr Auberles Abschiedscommers. Von 5—$^1/_2$7 Uhr mit Uhland spazieren und mit ihm auf meinem Zimmer. Nach dem Nachtessen an dich geschrieben, dann in das Bett, um von dir zu träumen.

Montag.

Von 8—10 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 11—12 Uhr Clinicum, von 1—2 Uhr Besuche von Uhland und Breslau. Wir gingen an den Neckar spazieren, die zwei badeten, ich aber, da ich noch Husten hatte, kehrte um und besuchte Antiquar Haselmaier bis 3 Uhr, dann nach Haus bis 5 Uhr, dann mit Uhland und Breslau zu einer Gesellschaft in den Löwen. Wir machten uns dort sehr lustig. Ich schlich mich um 8 Uhr hinweg und ging alsbald zu Bett, weil es mir noch nicht ganz wohl war.

Mittwoch, Jahrmarkt.

Von 8—11 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 11—12 Uhr auf dem Markt spazieren gegangen, von 1—2 Uhr Besuch von Breslau, mit ihm bis gegen 3 Uhr

auf dem Markt spazieren gegangen. Von 3—4 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet. Nach dem Essen mit Breslau in dem schlechtesten verrufensten Wirthshaus, um das gemeine Volk hier recht in seinem Leben zu sehen. Von 8—10 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet.

Donnerstag.

Von 8—10 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 10—12 Clinicum, von 1—2 mit Uhland auf dem Markt spazieren, von 3—4 auf der Anatomie, von 4—½6 Uhr Kielmaiers Vorlesung, von da bis zum Essen auf dem Zimmer allein mit vielem Sehnen an dich gedacht, nach dem Nachtessen bis 1 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet und das Lied vom Fräulein am Rhein gedichtet.

Das Fräulein am Rhein.

Roth stund die Sonne wohl über dem Rhein,
Das Fräulein trat an das Fensterlein.

Dem Fräulein war es im Herzen gar bang,
Es sah so bleich das Gebirg entlang,

Das Fräulein mit heller Stimme ruft:
„Herab, o Täublein, aus blauer Luft!"

Ein Täublein weiß ihm flog auf die Hand,
Das Fräulein einen Brief um den Hals ihm band:

„Lieb Täublein, schwinge dich über den Rhein
„Und sag ihm, daß ich muß eine Nonne sein."

„Lieb Täublein, schwing' dich bald wieder her,
Dein harret ein Herze voll Sorgen schwer."

Es glänzte, wie Mondschein, es blinkte wie Thau,
Das Täublein schwamm durch den Himmel blau.

Es sank die Sonne wohl in den Rhein,
Das Fräulein trat an das Fensterlein.

Mit heller Stimme es ruft und ruft:
„Herab, o Täublein, aus blauer Luft!“

Da blinkt es wie Thau und wie Mondenschein,
Doch weh, ach! es war nur ein Schifflein im Rhein.

Doch als die Sonne schon stund in dem Thal,
Das Fräulein rufte zum drittenmal.

Da kam es herüber wohl über den Rhein,
Es schien nicht wie Thau, nicht wie Mondenschein,

Mit Aechzen es schwarz durch die Lüfte sich wand, —
Ein Rabe flog auf des Fräuleins Hand.

Bleich stund der Mond wohl über dem Rhein,
Zwei Leichen lagen in seinem Schein.

Freitag.

Von 8—12 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 1—2 Uhr mit Uhland am Neckar und auf dem Markt spazieren, von 3—6 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet, von 6—7 Uhr im Dunkeln auf der Maultrommel gespielt, da deinen Brief erhalten, von 7—8 Besuch von Ludwig Uhland, von 8—1 Uhr auf dem Zimmer gearbeitet und den Brief an dich geschrieben.“

Noch manches Tagbuchblatt liegt vor mir, jeder Tag ist mit Arbeit ausgefüllt und der Abend brachte einen Besuch von Ludwig Uhland. Karl Mayer, der der dritte im Bunde der Freunde war, hatte Tübingen schon im Frühjahr 1807 verlassen, doch blieben sie immer durch Briefe in regem Verkehr. — Im October 1808 kam Varnhagen nach Tübingen, er wohnte in demselben Hause mit Kerner und bald hatten auch diese so verschiedene Naturen den Bund treuer Freundschaft geschlossen. Ich setze hier einen Auszug aus Varnhagens Denkwürdigkeiten bei.

Am 16. November 1808 schreibt er:

„Ein junger Mediciner aus Frankfurt war uns die willkommene Brücke zur Bekanntschaft mit Justinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einsiedlerzeitung gedruckt sind; er ist ein unschuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachläßigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verstehen uns aber wenig, er kennt nur sein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich gesehen und gesprochen."

Ende November. Hier hat sich Justinus Kerner sehr an mich angeschlossen und auch Ludwig Uhland habe ich nun erst recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menschen, ächte ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innerem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoesien schon bekannter Name, jene unreifen, vergessenen Gedichte sind es, die mir diese neuen Freunde verschafft, aus diesem geringen Faden spann sich die schönste Verbindung. Die uns damals wegen unsres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn ist ein ganz

anderer, und wie reich ist uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Trost für schlechte Poeten, für schlechte Schriftsteller, aber in der That ein Trost, sobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird."

„Nun muß ich aber auch von Kerner mancherlei erzählen! Er ist nicht nach unserer norddeutschen Weise gebildet und gesprächig, aber den guten Willen hat er, sich anzuschmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demselben Hause, — der sich so wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Mensch Abends zu mir hereintritt und an meinem Tische seine Dissertation schreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später sieht er dann mit Bewunderung, wie ich Thee trinke, anstatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier so wohl schmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich so manche bittere Bemerkung ausstoße, ist ihm eine wahre Herzenskränkung; er sieht wohl meistens ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund ist, er erkennt in manchen Fällen sogar seine eigene Unzufriedenheit wieder; allein er will ihn doch nicht leiden und nimmt ihm wenigstens das Bittre, indem er den besten Humor daraus macht. Er hat den lebendigsten Sinn für Scherz, für alles Komische und Barocke, und eine Art von Leidenschaft, dasselbe ans Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einsiedler-Zeitung hält, so hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes, und Cotta'n selbst durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch ist seine Gesinnung, wie die seines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerstörbar rechtschaffen, edel, tapfer und

so menschenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher sollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Universität, er folgte der Bestimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung, er meint, es sei so wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müsse, damit die Zeit verstreiche, und so das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts sonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich schmerzt, und so lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier studirt, hat er ohne Anstrengung, doch mit großem Fleiß benutzt, außerordentlich viel gelernt und auch schon Kranke mit Geschicklichkeit und Erfolg behandelt. — Sobald er Doktor geworden, reist er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte schon wirken! Zu seiner Dissertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt. In seiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen und, wer weiß, was noch sonst für Gethier, ganz freundschaftlich zusammen, und hat nur seine Noth, Thür und Fenster zu verwahren, daß ihm die Gäste nicht entschlüpfen; ob seine Bücher oder Kleider in Gefahr sind, ob ihn ein Thier im Schlaf anschnoppert, oder unversehens aufgeschreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Versuche sind schlau und sinnreich, und er sucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt steht er der Natur sehr nah, und besonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geisterhaftes und Frommes; sein Herz kann er willkürlich schneller schlagen machen, aber es nicht ebenso

wieder hemmen; die Erscheinungen, welche neulich Ritter an Campelli beobachtet hat, die Pendelschwingungen des Ringes am seidenen Faden, das Umdrehen des Schlüssels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetisches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er selbst hat etwas Somnambules, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange sinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnsinnige kann er nachmachen, daß man zusammenschaudert, und obwohl er dieß possenhaft beginnt, so ist ihm doch im Verlauf nicht possenhaft dabei zu Muth. In der Poesie ist ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die Kraft der Volkslieder am verwandtesten, er spricht mit Vorliebe die Landesmundart. In der Musik hat er sich die Maultrommel angeeignet und weiß dem geringen und doch wunderlichen Instrument die zartesten und rührendsten Töne zu entlocken. Nun denkt Euch noch einen schlanken, wohlgewachsenen, hübschen Jungen, — so habt ihr ein vollständiges Bild meines Kerners."

Nachdem Kerner mit seiner Dissertation, für welche er sehr interessante, praktische Studien gemacht hatte, fertig geworden und am 20. December 1808 zum Doctor der Medicin ehrenvoll promovirt war, verließ er kurze Zeit nach Varnhagen Tübingen. Ueber seinen Weggang von da schreibt Uhland an Karl Maier:

„Kerner ist heute drei Wochen abgereist, ich habe ihn mit Kölle nach Reutlingen begleitet, wo er über Nacht blieb und am andern Tage mit der Diligence weiter fuhr, auf der er bis Neckarthailfingen Conz zur Gellschaft hatte. Wir waren in Reutlingen bei den Volksschriftendruckern

und fanden wirklich einen uns bis dahin unbekannten Volksroman, den Kerner noch in Händen hat, der aber gut sein soll."

„Kerner ist noch in Ludwigsburg, von wo aus er bereits angefangen, mir eine Reisebeschreibung unter dem Namen: Ombres Chinoises oder Schattenbriefe zu schicken, worin das meiste im Aether der Poesie flattert und nur auf einen geringen Boden von Wirklichkeit gegründet ist. Es ist viel Herrliches darin. Du wirst ihn wahrscheinlich noch sprechen, da er, so viel ich weiß, über Heilbronn und Heidelberg reisen will."

Die Trennung Kerners von seinem Rickele sollte noch größer werden, er mußte zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung auf Reisen gehen. Dazu bot sich ihm die beste Gelegenheit durch seinen Bruder Georg, der als einer der bedeutendsten Aerzte in Hamburg lebte und verschiedene Krankenanstalten unter sich hatte.[1]

Der Bruder verlangte dringend in nachfolgendem Schreiben seine Anwesenheit in Hamburg:

„Ende, sobald du kannst, deine Dissertation, suche mit Ende October spätestens abzureisen, bleibe den Winter über hier, benütze die seltenste aller Gelegenheiten für medicinische Praxis und Accouchements und kehre dann mit dem Frühjahr wieder nach Württemberg zurück und werfe dich dort in die praktische Laufbahn. Es sei denn, du wollest noch zu deinem Vergnügen Wien, Berlin oder Paris besuchen, wo du aber kaum in einem Jahr die Gelegenheit

[1] Georg Kerner, zweitältester Bruder Justinus Kerners, Schüler der Karlsakademie, ausgezeichnet als Arzt und bekannt durch seine Schicksale während der großen Revolution in Paris, starb als Arzt in Hamburg. (Siehe „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit".)

finden wirst, die der erste Tag deiner Ankunft dir hier darbieten kann; denn es gibt nur eine Armenanstalt in der Welt und von dieser einen besorge ich den größten, interessantesten Distrikt. Du kennst nun meinen Wunsch; auch meine Frau erwartet dich als Schwester und als Freundin, und meine Kinder werden dir gefallen. Ich zähle die Minuten, dich nach einer so langen Zeit wieder umarmen zu können."

Seine Schwägerin setzt hinzu: „George trägt mir auf, noch einige Worte seinem Briefe beizufügen. Wirklich weiß ich nichts, was ich dir noch sagen könnte, da ich völlig mit George übereinstimme. Ich hoffe, dir bei deinem Hiersein beweisen zu können, daß ich deine Freundin bin. Lebewohl! Deine Schwester."

Ende April trat Kerner dann die Reise nach Hamburg an. Bis Heidelberg legte er sie den Neckar hinab auf einem Frachtschiff zurück. Die Bilder in der dritten Schattenreihe der Reiseschatten, die Vorstellungen 3—6 sind gewiß unter dem Eindruck dieser Fahrt entstanden, so das Gedicht:

Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erschallet,
Stiller dann das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle,
Dann sinkt Schiffer betend nieder,
Und wie von dem Himmel helle
Blinken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne.

Eines ist dann Mond und Welle,
Und die Engel tragen gerne,
Umgewandelt zur Kapelle,
So ein Schiff durch Mond und Sterne.

Noch in später Zeit erzählte er mit den lebhaftesten Erinnerungen von dieser für ihn so schönen Schifffahrt. Von Gundelsheim aus schrieb er den ersten Brief an sein Rickele:

„Gundelsheim, den 1. Mai. Deinen Brief habe ich zu Heilbronn erhalten, wohin er mir nachgeschickt wurde. O Rickele, sei heiter und denke, daß du ewig in mir in Liebe und in Schmerz lebst. Nun ist der 1. Mai, Rickele! Ich fuhr durch eine herrliche Gegend den Neckar hinab, an alten Burgen, Klöstern und Schlössern vorüber, das Schiff gleitete so still hin, es war schon Abend, am Ufer schlugen die Nachtigallen. Ich nahm meine Maultrommel, und noch nie tönte sie mir so schön.

Ich mußte hier landen. Das Städtlein hat ein ganz sonderbares Aussehen und in den Straßen war alles todtenstill und verlassen, als ich darin einging; ich sah nicht einen Menschen, den ich hätte nach einem Wirthshaus fragen können. Da hörte ich in der Kirche Gesang, ich ging ein in sie, mischte mich unter die Menge und dachte dein. — Morgen werde ich weiter zu Schiff nach Heidelberg abgehen. — O Rickele, wo bist du, o Rickele, komm und träume mit mir!“

Wanderlied.

Auf meiner Reise gedichtet.

Wohlauf! noch getrunken,
Den funkelnden Wein,
Ade nun, ihr Lieben!
Geschieden muß sein,

Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, sie bleibet
Am Himmel nicht steh'n,
Es treibt sie, durch Länder
Und Meere zu gehn:
Die Woge nicht haftet
Am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und singt in der Ferne
Ein heimathlich Lied.
So treibt es den Burschen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimath hieher.
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel die kennen
Sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand;
So wird ihm zur Heimath
Das fernește Land.

„Neckarsteinach, den 3. Mai.

Seit zwei Tagen bin ich hier bei einem Freunde und werde morgen nach Heidelberg abreisen, von wo aus du diesen Brief erhalten wirst. O Rickele, lebe wohl! Betrübe dich nicht, aber vergiß mein auch nicht. Ewig dein K."

Weh! o weh! der bösen Sonne, stellt mit liebelosem Strahl
Zwischen mich und sie die Ferne, hohe Berg' und tiefes Thal.
Bringet Dörfer, bringet Städte, ziehet Flüsse, leitet Seen,
Läßt ein wild Gewühl von Menschen zwischen ihr und mir entsteh'n.
Und je näher dann die Sonne, leuchtend an dem Himmel zieht,
Weh! je ferner sie, die Ferne, über Berg' und Thale flieht.
Aber wenn die Sonne fliehet, mit sich ziehend Berg und Thal,
Mit sich ziehend Flüss' und Städte und die Menschen allzumal:
Kehret schon die Ferne wieder, leis' vom Abendstern bewacht,
Schifft sie in dem Kahn des Mondes durch das stille Meer der Nacht.

Immer, wenn Winter und Sturm unfreundlich tobt auf
der Erde,
Glaub' ich, o Liebe! du seist doppelt entfernet von mir.
Aber wenn Frühling und Freud', wenn Sonn' und Mond
mich umspielen,
Glaub' ich wohl Alles, nur nicht, daß du so ferne mir bist."

Aufenthalt in Hamburg.

Am 24. Mai schrieb Kerner von Hamburg aus:

Treues Herz! Liebes Mädchen!

„So bin ich endlich in Hamburg angelangt und ergeht es mir allhier, wie dir in deinem Augsburg. Mehr von Baum und Blumen als von Menschen einst umgeben, finden wir uns nun mitten in der lauten Gesellschaft allein, während erstere einst mit stummen Blicken liebevoll zu unserem Gemüth sprachen, das sie so wohl verstund. — So bleibt mir bis jetzt nur die Erinnerung, oder daß ich, mein Auge auf eine menschenleere Stelle geheftet, an ihr die Bilder vergangener Tage vorüber schweben lasse. Da kommt dann die Kapelle daran, dein verlassenes Haus. Da stehst du in deinem weißen Kleid unter dem Fenster und blickst nach den Bergen, oder wandelst unten im Thal bei Blumen in deinem Garten, und wieder kommen dann herauf die Wälder, die Berge und die Felsen, die uns so manche Stunde liebend verborgen. Bald aber bedeckt mir dann ein kalter Mensch, oder ein kaltes Menschenwort die leere Stelle, und mein Gemälde ist verschwunden.

Gestern, als ich an die Tage unsres Zusammenseins zurückdachte, fiel mir ein, wie ich einmal vom Berg herab dich unten gehen sah, wie ich dann eilend herab ging und dich nimmer fand, du aber auf dem Berge oben mir wieder erschienst, und ich besang es uns zum Angedenken:

Eine Sonne an dem Himmel, eine Sonne in dem Thal,
Ach! dort unten wallt die Süße, glänzend in dem Abendstrahl.
Eilend nun hinab vom Berge! lächelnd kommt sie dort einher!
Und so steig ich in die Gründe, aber find' sie nimmer mehr.
Leg' ich Armer dann ermattet nieder meinen treuen Stab:
Tiefe Gründe! stille Gründe! wurdet mir ein friedlich Grab!
Einmal blick' ich noch zum Himmel von der rings verlassnen Au,
Einen Stern ich dort ersehe wandelnd in dem Himmel blau.
Und sie kommt auf dunkelm Berge glänzend wieder dort hervor,
Flieg' ich dann aus meinem Grabe im Triumph zu ihr empor.

O! liebes Rickele, lebe nun wohl, Gott sei mit dir. Glaube doch nur fest, daß ich ohne deine Liebe nicht leben könnte! Ich erwarte so bald als möglich einen Brief von dir.

Abends.

O liebes Rickele! mein gutes Herz! meine Freundin, du mein Alles, du liebes Mädchen, Gott! wie bist du mir so lieb!!

Aber ach Liebe! — es ist entsetzlich, was ich fühle, was ich leide, wenn ich von dir bin — — sieh! so bang, so weh ist es mir.

Nicht wahr, du liebst mich? liebes, liebes Mädchen! — Mädchen! — Du liebst mich! und ich liebe dich, und dieß warme, warme Herz, das liebt dich.

Wann, wann kommt die andere Welt, wo — wo ist sie, die uns vereint? — — Ach Gott! wie möchte ich so ganz eins sein mit dir, auch kein Stäubchen sollte zwischen mir sein und dir! und da stehen die Häuser und die Berge und die Menschen. — — —

Wie viel Tausende sind gezwungen mit einander zu leben, wie viel Tausende, die sich nicht lieben, und uns, uns, die wir uns so innig lieben, trennt das Schicksal.

Morgens.

O Liebe! wie bin ich durch schreckliche Träume ermattet, wie so müde, lebenssatt und voll Trauer! Mir träumte, ich ginge Lustnau zu, da kam mir Nane mit vielem Weinen entgegen, die sagte mir: daß du voll Blut todtenblaß da liegest und daß das Blut, das aus deinem Herzen ströme, nicht zu stillen sei. Da ging ich weinend den Berg hinauf und da kam Röslein herab und sagte ganz trocken: du seiest ja schon lange todt. — — — Hier ist der Traum etwas unterbrochen.

Nachher kam ich vor ein großes Haus, das wie ein Schloß war, das stund aber ganz verlassen da und man hörte von keinem Menschen außen und innen.

Ich ging eine lange, lange Treppe hinauf, wo jeder meiner Tritte dumpf nachhallte, und wo alte Bilder, die da herum hingen, mich mit schrecklichen Augen ansahen.

Ich ging durch viele Zimmer, die alle verlassen dastunden. Da kam ich vor einen Saal, und wie ich über

die Schwelle trat, gab mir eine unsichtbare Hand einen Schlag aufs Herz, von dem es mir ganz wehe wurde. Als ich nun in den Saal trat, da lagst du ganz todtenblaß in einem weißen Kleid (o Kind! so schön!!!! —) auf einem schwarzen Teppich todt auf dem Boden und viele Rosen und Lilien um dich her. O Liebe! wie war mir da!!! — Es kamen keine Thränen aus meinem Auge, ich fühlte keinen Seufzer, ich sank auf dich nieder, mich störte kein Traum mehr in meinem süßesten Schlaf. — — —

Als ich aber jetzt wieder erwachte, o Kind! wie bin ich ermüdet! wie traurig! ich fühle den Schlag auf meinem Herzen. —

Bin ich wie ein Kind, das seine Mutter
Erst verloren, weinend in der Nacht steht:
Sieh! so bin ich, seit ich fern gezogen.

Stund im Traum' ich heut auf unsrem Berge,
Blick' ich in das tiefe Thal hernieder.
Such' dein Haus ich, aber find es nimmer.

Seh' ich eine einsame Kapelle
Auf der Stelle, wo's gestanden, stehen,
Tret' ich in die heilige Kapelle.

Hallet lange jeder meiner Tritte
Im verlassenen Gewölbe wieder;
Blicken ernst und fragend mich die heil'gen
Bilder an von den geweihten Wänden.

Tret' ich vor den Hochaltar, zu beten,
Knieest du in einem weißen Kleide
Bleich auf schwarzem Teppich vor'm Altare,
Lilien und Tulpen um dich her.

Steht der Rosenstock zu deinen Füßen,
Blüthenreich vom Lorbeer schön umwunden,
Kehr' ich nie aus der Kapelle wieder."

Die ungewohnten Verhältnisse, die weitere Trennung von der Braut und den Freunden, auch seine Neigung zur Melancholie überhaupt, ließen Kerner in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Hamburg die reiche Quelle von geistigem Umgang, der ihm hier zu Theil wurde, nicht so recht genießen; das Heimweh, dem er sich ohne Widerstand hingab, nahm ihn noch zu sehr ein, was auch aus den Briefen an die Freunde zu sehen ist, so schreibt er an Uhland:

„Weine trinkt man hier blos französische, besonders rothe. Ach, die sind lange nicht so herzlich, wie unser Neckarwein, nachdem mich, so oft ich ein Glas klingeln höre, ein Sehnen anwandelt, wie den Schweizer nach seinen Bergen, wenn er das Alphorn hört."

„Hätt' ich vom Neckarthale jetzt deutschen Liederwein, Aus mächtigen Pokalen müßt jetzt getrunken sein. Tränk ach so gern! zur Stelle zwei lieben Herzen zu. Weh! bin so fern der Quelle, o Theurer, trinke du! Fleug über Berg und Au zur alten Stadt der Lieder, durchs wolkenlose Blau. Dort eine Lilie steht, in Trauern halb entlaubt, von Thränen still besät, senkt sie das müde Haupt. O trink von Herzensgrunde, ihr zu den edlen Wein, daß sie mit mir gesunde, von treuer Liebe Pein."

„Es ist mir recht, als hätte ich Flügel gehabt, die mir nun abgeschnitten, als wäre mir was aus dem Leben genommen; es fehlt mir so ganz was."

In dem Hause seines Bruders und dessen schöner, geistreicher Frau lernte er bald einen Kreis der ausgezeichnetsten Männer und Frauen kennen. Mit vielen von ihnen blieb er bis in spätere Jahre in Briefwechsel, am meisten schloß er sich aber an Rosa Maria, die Schwester seines Freundes Varnhagen, an, die sich auch bald in Correspondenz mit seinem Rickele setzte. Zu ihr ging er öfters und sie wußte am besten die finstere Melancholie zu bannen, die ihn oft befiel.

Wie die Volkspoesie und Volksschriften, die aufzusuchen er auch in Hamburg nicht nachließ, zog ihn auch das volksthümliche Marionettentheater sehr an, er schreibt darüber an Ludwig Uhland:

„Der in die Hölle steigende Herkules wurde gestern aufgeführt. Es sind zwei alte Leute, die dieß Theater haben, und man kann bald mit ihnen bekannt sein. Sie treiben die Sache auf eine so herzliche Art, daß man ihnen recht gut sein muß. Ihre Tochter, ein nettes Mädchen, spielt dazu die Harfe. Ich nahm den ersten Platz ganz allein ein, als Repräsentant der Volkspoesie."

Später schreibt er den 29. August:

„Die Marionetten zogen nun vom Hamburger Berg hinweg und, welch ein schöner Zufall, schlugen ihr Theater gerade neben dem Landhause auf, in dem Rosa Maria wohnt. Heute war ich mit Rosa schon dort. Das Theater ist auf einer Bühne und erinnert mich an meine Kindheit, wo wir auf dem Heuboden Komödie spielten. Es sieht gar populär aus. Durch ein Mausloch oben an der Bretterwand (dem Bühneboden) wird der Kronleuchter herabgelassen. Jason wurde heute aufgeführt. Rosa lachte recht herzlich. Das Stück war etwas verwirrt, scheint aber das

beste zu sein, das ich je sah. — Was mir hier die Berge in etwas ersetzt, das sind die Windmühlen, an denen ich großes Gefallen finde. Wälder sieht man nicht, außer künstlich angelegte um die Landsitze."

„2. Sept. Nachts. Mein Bruder und meine Schwester gingen nach Neumühlen zu Madame Sieveking auf einen Ball. Ich flüchtete mich zu Rosa und nun zu dir, mein lieber Uhland! — Auf einer Bank vor dem Marionettentheater unter den Bäumen trafen wir einen Spanier, der verwundet im Dänischen zurückblieb und nun an Krücken geht. Rosa unterhielt sich mit ihm. Es war ein noch recht junger Mensch von edlem Aussehen. Viel beklagte er sich über die Franzosen und das Schicksal, das ihn zurückhalte, am Kampfe für sein Vaterland Theil nehmen zu können."

„Hamann, nach dem Buch Esther, sahen wir heute durch die Marionetten aufführen. Ein Student in Kiel hat dem Marionettenmann dieß Stück verfertigt. Es ist besonders für die Juden gemünzt und wird Vieles in jüdischer Mundart gesprochen ... Nach dem kam ein Nachspiel: Die komische Person im Sacke, fast Shakespearisch."

„Die Kinder, die Rosa zur Erziehung übergeben, und ihre Mutter (Juden) waren mit, und war es besonders lustig für die Kinder. Ein Pferd, das darin vorkam, war gar possierlich. — Nachher gaben die Kinder vor dem Hause ein Feuerwerk, aber nichts wollte mich aufwecken. Rosa sagte:

Es gibt so bange Zeiten,
Es gibt so trüben Muth,
Wo Alles sich von Weitem
Gespenstisch zeigen thut."

„Ja wohl, Uhland! — Als ich von Rosa wegging, ging ich noch an der Alster umher. Es war der Himmel und das Wasser voll von Sternen. In der Ferne schifften mehrere Nachen mit Gesang und froher Gesellschaft zu einem erleuchteten Hause am Ufer. Ich stund und sah hinab in die Tiefe, hinauf zu den Sternen über mir und dachte an deine Freundschaft, Uhland!"

Den 19. Sept. 1809 schrieb er: „Gestern war mein Geburtstag. Ich konnte ihn nicht schöner feiern, als zu Rosa zu gehen, es hätte auch wohl kein Mensch hier mehr Antheil genommen, als Rosa. Sie sagte mir bisher kein Wort, daß sie die Guitarre spiele, um so angenehmer war mir die Ueberraschung, als sie mir jetzt spielte und sang. Sie hat mir eine Haarschnur mit einem goldnen Schlößchen zum Geschenk gemacht. Es freut mich recht herzlich, da es mir ein Beweis ist, daß ich ihr nicht fremd bin. Ich zeigte ihr dein Bild und sie hat es bei einer halben Stunde betrachtet."

„Rosa hat mir viele ihrer Gedichte gezeigt, meistens Sonette. Sie haben freilich selten einen großen poetischen Werth, zeugen aber von einem reinen, liebevollen Gemüth. Sie setzt auch weiter nicht viel in ihr poetisches Talent. Sie hat viele Gedichte, die sie an ihre Freunde richtete. So verlor sich Chamisso einmal hier, und da machte sie nachher aus Scherz eine Anzeige, worin sie ihn beschrieb."

„Hier heißt es unter Anderem von Chamisso:

„. . . Er ist vor Vielen zu erkennen,
Es offenbart sich sein Gemüth
Gar bald so fromm und rein und lauter,
Von heil'gem Feuer schön durchglüht.

Es tönt ihm aus des Busens Tiefe
Manch' Lied hervor in reinem Klang,
Und was das Leben ihm auch bietet,
Lust oder Leid, wird zum Gesang.

Es wohnt in seinem innern Wesen
Des Kindes Sinn noch unentweiht,
Hält wunderbar und schön umhüllet
Des treuen Mannes Festigkeit.

Ihr dürft ihm nur ins Auge schauen,
So lest ihr bald in seinem Blick;
Er wirft der Seele Kraft und Güte
Als treuer Spiegel klar zurück.

„Und es ist dieß auch von Chamisso nicht zu viel gesagt. Ich wollte nur, du hättest ihn auch gesehen und möchte nur, du könntest auch Rosa kennen lernen! Ich kann nicht alle Tage zu ihr; es würde sich, besonders da sie bei fremden Leuten ist, nicht schicken. Länger aber, als drei Tage, kann ich es nun und nimmer aushalten, ohne bei ihr gewesen zu sein."

21. Sept. „Ich komme von meinem Troste — von Rosa. Sie gibt mir auf, dir in ihrem Namen viele herzliche Grüße zu schreiben ... Wir saßen vor dem Hause unter den Bäumen mit Madame Oppenheimer, bei der sie ist, bis spät in die Nacht. Ich erzählte nichts als Geistergeschichten, so daß keine mehr das Herz hatte, sich von der Stelle zu bewegen. Daher blieben wir so lange beisammen, woran ich meine Freude hatte, und welches in mir ein lustig Gelächter causirte. Die Frauen wohnen vor der Stadt allein (nur mit Kindern) in einem Hause, und, weil ich ihnen die Geschichte von Winzingerode mit dem Spiegel

erzählte, so getraute sich keine diese Nacht die Haare aufzuwickeln, weil keine den Muth hatte, in den Spiegel zu schauen. Ich kann dir die Rosa nicht oft genug rühmen; man fühlt reines Wohlbehagen in ihrem Umgang, ohne daß sie einem den Schmerz der Liebe brächte. — — Ich betrachte sie immer als meinesgleichen, als meinen Freund, als Dichterin, und mir ist recht wohl und schmerzlos bei ihr."

23. Sept. „Ich sehe, daß das Schicksal, so sehr es mir mitspielt, doch noch einiges Mitleid mit mir fühlt. An einem bösen, recht mißlaunischen Abend, den ich gestern hatte, habe ich doch noch eine Freude erlebt; ich habe nemlich noch einen Brief von Augsburg erhalten. Welch ein reines, welch ein frommes Gemüth wohnt in diesem Kinde!"

Den 24. Sept. „Ich habe nun auch Herbstvakanz. Mein Bruder hat mich meiner medicinischen Praxis enthoben. Nun bin ich frei wie der Zugvogel und werde durch die Gemächer und Höhlen des Jammers, die ich alle Morgen zu durchlaufen hatte, für den Rest des Tages nun nimmer verstimmt. Schon heute habe ich diese Freiheit benützt und zog früh und allein aus nach einem Dorf, so Blankenese hieß, und von dem man mir sagte, daß man dort Berge sehen könne. An Landhäusern von der verschiedensten Bauart, oft von außerordentlicher Lieblichkeit, von edler Pracht, an Gärten, in denen Wälder, Blumen- und Wiesenfelder waren, führte der Weg hin. Das Ufer der Elbe erhob sich bald sehr, in unmeßbare Weite sich erstreckend, lag sie vor mir. Stund ich bald auf einem Felsen, an dem brachen sich die Wogen. Da setzt' ich mich nieder und ließ meine Maultrommel hell in ihre dumpfen Schläge tönen. Schiffe mit vollen Segeln, die oft purpurroth waren und Abendwolken glichen, gleiteten unter meinen

Füßen, in weiter Ferne aber schwammen andere am Horizonte, kaum sichtbar, wie Silberschwäne dahin, oder wie weiße Tauben, so durch die Luft fliegen. Es war mir wohl zu Muthe und glaubt' ich in meiner Heimath zu wallen, denn es war die Natur, meine liebe Mutter, wieder bei mir und meine Geliebte, die Poesie."

Im März 1809 zog sich der Bruder Georg von der großen Krankenheilanstalt zurück, an welcher unter seiner Leitung Kerner bis dahin sehr thätig gewesen war. Ohnedieß war nunmehr Justinus' Zeit für Hamburg abgelaufen, da er auch noch ein halbes Jahr für die Spitäler Wiens bestimmt hatte. Bevor er Hamburg verließ, ging er noch auf einige Wochen nach Berlin, wo er die schon vorher durch Gedichte und Briefe vorbereitete persönliche Bekanntschaft von Fouqué und Chamisso machte.

Nach Hamburg zurückgekehrt, schrieb er an Uhland: „Chamisso schrieb an Rosa Maria, daß ihm meine Bekanntschaft die größte Freude gemacht habe, aber, Gott weiß, sie kann ihm keine größere machen, als mir die seine machte. O es thut einem so wohl, wenn man hie und da auf Menschen stößt, die einen verstehen!" — Mit Beiden blieb Kerner von dort an in steter Correspondenz. Die Reise nach Wien ging über Nürnberg und Augsburg. Die Eindrücke, welche die beiden alten Reichsstädte, besonders Nürnberg, auf ihn machten, sind größtentheils in seinen Gedichten und Reiseschatten niedergelegt; was ihn aber vorzüglich nach Augsburg hinzog, war sein Rickele, die sich noch dort aufhielt. Es war ihnen vergönnt, nach so langer Trennung einige Tage des Glücks zusammen zu verleben. Wirkte dieses Glück noch nach, oder war Wien ihm sympathischer als Hamburg: von dort aus lauten seine Briefe viel weniger melancholisch.

Aufenthalt in Wien.

In Wien traf Kerner unerwartet seinen Freund Varnhagen, den er schon längst in Italien glaubte. Auf welche seltsame Art sie sich fanden, beschreibt Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten. Er kaufte in einem Laden besonders gestaltete Scheeren zum Ausschneiden von Silhouetten, worin er Meister war. „Während des Suchens nach solchen,“ erzählt Varnhagen, „sagte der Kaufmann zu mir: Was es doch für hübsche Talente gebe! so habe er eben auch ein ganz gewöhnliches Werkzeug unter Händen, für das ihm aber ungewöhnliche Genauigkeit anempfohlen sei, eine Maultrommel nemlich, und gewiß, der Herr, der sie bestellt, wisse ihr wahre Zaubertöne zu entlocken.“ „Mir schlug das Herz — fährt Varnhagen fort — ich dachte gleich an Justinus Kerner und an die Möglichkeit seines Hierseins. Die Antwort auf meine raschen Fragen bestätigte meinen Verdacht: Name und Wohnung des Bestellers waren zwar unbekannt, aber er mußte ja wiederkommen, und dann sollten nähere Angaben gefordert werden. Noch desselben Tages kehrte ich in den Laden zurück; es war richtig, Doktor Kerner hatte die Maultrommel abgeholt und auf Befragen, wo und wann er zu treffen sei, eine Abendstunde im nahen Kaffeehause angegeben; er dachte nicht an mich, er meinte, irgend ein Landsmann aus Schwaben möchte seine Spur entdeckt haben. Ich traf ihn am bestimmten Ort, er saß gleichgültig da, das Geräusch und Gewühl um ihn her schien er nicht zu bemerken; er sah mißtrauisch vor sich hin — da fällt sein Blick auf mich, er springt heftig auf, schreit meinen Namen und liegt in meinen Armen.“

In Wien machte Kerner, theilweise durch Varnhagen, manche interessante Bekanntschaften, auch die Friedrich Schlegels und dessen geistreicher Gattin Dorothea und des schon damals berühmten Tonkünstlers Beethoven, mit welchem er längere Zeit an einem Tisch aß. Ein junger israelitischer Arzt aus Königsberg, David Assur, der zugleich mit Kerner zur weiteren praktischen Ausbildung die Hospitäler besuchte, trat den beiden Freunden durch seine poetische und humoristische Begabung näher. Er ging später zum Christenthum über, nannte sich Assing und wurde der Gatte von Varnhagens Schwester, Rosa Maria. — Eine andere Bekanntschaft war der Dichter Joseph Stoll, der Sohn eines berühmten Wiener Arztes. Er war ein origineller Mensch, der sich sehr an Kerner anschloß. Er brachte es in Folge politischer Verhältnisse zu keiner rechten Lebensstellung und starb trotz seiner Talente bald in sehr dürftigen Umständen. Uhland machte auf ihn nach seinem Tod das bekannte Lied: „Auf einen verhungerten Dichter.“ Kerner unterstützte ihn oft mit Geld, obgleich er selbst nicht dessen zu viel hatte, und oft erzählte er, wie er, wenn er mit Stoll in den Prater oder sonst wohin ging, demselben manchmal in einem sogenannten Durchgang die Schuhe, aus welchen die Zehen hervorsahen, mittelst englischen Pflasters aus seinem Verbandzeug zugeklebt habe.

In das Theater kam er mit Varnhagen öfters. Mit der größten Begeisterung erzählte er noch in später Zeit vom Mozartischen Don Juan, den er dort gehört hatte. Auch die edle Poesie vernachlässigte er nicht. Uhland schreibt an Karl Mayer: „Kerner, der bis zum Frühjahr in Wien bleibt, hat wieder Herrliches producirt. Er hat bereits den größten Theil seiner Reise in phantastisch humoristischen Schattenbriefen geschrieben.“

Im Frühjahr 1810 verließ Kerner das ihm so lieb gewordene Wien, von dem er noch in späten Tagen mit großer Freude sprach. Die Rückreise ging wieder über München, Regensburg, Nürnberg nach Augsburg zu Rickele. In Augsburg hatte er die Freude, seinen Freund Breslau, der an den dortigen Spitälern beschäftigt war, zu treffen. Nach kurzem Aufenthalt daselbst hatte Kerner das Glück, zugleich mit Rickele die Reise in die Heimath antreten zu können.

Nachdem er Rickele zu ihrer Mutter nach Schorndorf gebracht hatte, nahm er seinen Wohnsitz als Arzt in Dürrenzimmern. Dort war er aber nur wenige Monate, denn schon im October 1810 siedelte er als Badearzt nach Wildbad über.

Kerner als Arzt im Wildbad.

Im Wildbad begann Kerner wieder seine schriftstellerischen Arbeiten, ohne daneben die Praxis zu versäumen. Zuerst vollendete er die Reiseschatten; hier gab er auch den poetischen Almanach heraus und schrieb das Büchlein über das Wildbad.

Ein lebhafter Briefwechsel wurde außerdem mit seiner Braut und den Freunden fortgesetzt.

Friederike war nach kurzem Aufenthalt bei ihrer Mutter zu ihrer Tante, der Frau Oberamtmann H., die als Wittwe ihren Wohnsitz in Tübingen genommen hatte, berufen worden. Von den Freunden Kerners waren damals in Tübingen anwesend: Ludwig Uhland, August Mayer, Schwab, Assing &c. Assing vollendete seine Studien in

Tübingen hauptsächlich, um Kerner nahe zu sein. Das Verhältniß zwischen Friederike und ihrer Tante war jetzt ein anderes geworden. Die Liebe, die letztere früher verfolgt hatte, war jetzt eine von ihr genehmigte, und es war ihr eine große Freude, bei sich oder ihrer Tochter, der geistreichen Frau Dr. H., die Abende im Kreise oben gedachter Männer zuzubringen und das Rickele als den Mittelpunkt desselben zu sehen.

Nach einem solchen Abend dichtete Uhland das schöne Theelied, das Rickele in erster Abschrift ihrem Justinus zuschickte. Der Briefwechsel zwischen Kerner und den Freunden ging meistens durch ihre Hand.

Die Praxis im Wildbad war sehr beschwerlich, wie es die Unwegsamkeit der dortigen Gegend mit sich brachte. Einmal, es war gegen das Ende des Winters, ging Justinus durch den Wald, in seinen Mantel gut eingehüllt (demselben, welchen er dem Schneider nach Ludwigsburg mit den aus dem Bilderbuch bekannten Versen geschickt hatte), die Kappe tief hereingezogen und wie immer die Brille auf. Da begegnete er einer Schaar Kinder, Knaben und Mädchen, aus den benachbarten Weilern, die vom Confirmationsunterricht kamen. Plötzlich wandte er sich gegen die Kleinen, indem er aus den beiden Ecken des Mantelkragens Hörner bildete, und rief mit hohler Stimme: „Wißt ihr auch, wer ich bin? ich bin der — Teufel!“ Kaum hatte er dieß gesagt, als die Kinder mit Geschrei aus einander sprangen, die wilden Schluchten und die steilen Abhänge hinab, durch Waldbäche hindurch; je mehr Kerner ihnen nachrief, sie sollen doch gescheit sein, er sei ja der Doktor, desto rasender sprangen sie weiter, und er wußte sich aus Angst über das Schicksal der armen Kinder

kaum zu fassen. Mehrere Tage ging er um die Schule herum, um nach den Kindern zu sehen, aber keines von ihnen konnte er erblicken, er wußte nicht, daß einige Vakanztage waren. Endlich begab er sich in seiner Noth zum Geistlichen und vertraute sich ihm an. Dieser ließ in seinem Beisein die Kinder kommen und fragte sie aus, worauf sie erzählten, daß ihnen im Wald der leibhaftige Teufel begegnet sei, mit Augen wie ein Pflugrädchen, mit Hörnern, kurz mit Allem, womit man sich den Teufel ausmalt. Nur auf wiederholte Versicherungen des Geistlichen schienen sie endlich an die natürliche Erklärung zu glauben. Kerner beschenkte jedes der Kinder und ging mit erleichtertem Herzen nach Haus. Doch thaten ihm die Kinder lange leid, er hatte nicht gedacht, daß der harmlose Scherz solchen Schrecken verursachen würde. Besser kam ein Hirtenknabe weg, den Kerner, als er viele Jahre später einen Besuch im Wildbad machte, schlafend am Wege fand; er legte ihm, ohne daß dieser es merkte, einen Thaler in die Hand. Es machte ihm nun Freude, sich auszumalen, ob der Knabe bei seinem Erwachen das Geldstück als das Geschenk einer gütigen Fee oder als einen Teufelsspuk ansehen werde.

Der Besuch der Freunde brachte angenehme Abwechslung in den im Winter sehr einsamen Aufenthalt im Wildbad. Uhland kam im Februar 1811 auf seiner Rückreise von Paris zu Besuch. Er schreibt darüber folgendes an Karl Mayer: „Von Karlsruhe aus ging ich zu Kerner und blieb vierthalb Tage bei ihm. Ungeachtet es die meiste Zeit regnete, waren wir doch recht gut beisammen. Wir hatten uns so Vieles zu sagen, theilten uns unsere Papiere mit, setzten uns ins Bad, machten, wenn es möglich war,

kleine Spaziergänge an dem wilden Strome hin, machten uns mit der Redaction des Almanachs zu schaffen. Kerner hat bereits viel zu thun, und obgleich dieser Aufenthalt in mehrerer Rücksicht für ihn nicht geeignet ist, so ist doch auch die romantische Waldgebirg-Gegend für ihn nicht ohne günstigen Einfluß, der sich mir bereits erfreulich in den Scenen eines neuen Schattenspiels „Der erste Bärenhäuter" erweist, die ich vorgestern von ihm zugeschickt erhielt. Besonders erregte mich in einer nächtlichen Waldscene der spukende Geist eines Jägers, welcher spricht:

„Wenn die Eul' im Wald sich reget,
Wolf und Marder Beute suchen,
Wenn der Mond blickt durch die Schläge,
Reißt mich's aus dem Leichentuche.
Und der Hengst, darf ihn nicht rufen,
Steht schon wiehernd auf dem Hügel,
Trägt mich wie auf Sturmesflügel
Durch die Klüfte bis zum Steine,
Drin versteinern die Gebeine,
Die mich ewiglich verfluchen."

An eben denselben schrieb sein Bruder, August Mayer: „Ich fand Kerner von sehr gutem Aussehen, ob er gleich immer über seinen schlechten Zustand als Wildbader Arzt klagt, indem er auch wirklich viele Arbeit, die er sich durch große Gewissenhaftigkeit zum Theil selbst macht, und fast gar keine Einnahme hat. Er ist zugleich Apotheker, und da bezahlen ihn die Leute meistens bloß für die Arzneien, oft nicht einmal für diese. Ich traf den ewig klagenden und jammervollen Assur bei ihm an, der ihm in

seiner Praxis gute Dienste leistet, aber wohl auch bisweilen seine trübe Brille, womit er die Welt ansieht, aufnöthigt. Kerner empfing mich sehr cordial und war auch meistens sehr lustig. Ich habe ihn erst hier kennen und sein treffliches Herz schätzen gelernt. Ich glaube, es muß Jedermann gut mit ihm auskommen. Assur ist auch ein herrlicher Kerl, aber nur durch sein ewiges Aechzen im munteren Umgang gar nicht zu gebrauchen. Ich schlief mit Kerner und Assur, und Kerner wiegte uns oft durch sein herrliches Maultrommelspiel in den Schlaf. Sonst war er viel bei Kranken. In der Poesie kommt er zu gar nichts."

Eine große Freude brachte Kerner der Besuch seiner Mutter, die eine Badekur in Wildbad nöthig hatte. Die Freude wurde noch dadurch erhöht, daß sein Rickele zu der Pflege der Mutter kam. Von dort an blieb sie bei derselben, die nach Verheirathung ihrer beiden Töchter [1] von Ludwigsburg nach Enzweihingen übergesiedelt war, um in der Nähe ihres, dort als Pfarrer angestellten jüngsten Sohnes Louis zu sein. Kerners Mutter fand an seiner Braut eine zärtlich besorgte Tochter, diese hatte bei ihr eine liebe Heimath, und Kerner ward die Freude, die beiden, die ihm die Liebsten waren, vereinigt zu wissen. Der Verkehr zwischen Wildbad und Enzweihingen war sehr lebhaft. Wenn es möglich war, von der Praxis abzukommen, was nur im Winter sein konnte, suchte Kerner auf einen Tag hinzukommen. Einem so rüstigen, unermüdlichen Fußgänger, wie er war, wurde es nicht schwer, den Weg zu Fuß

[1] Die älteste Tochter Ludovike war verheirathet an Pfarrer Zeller zu Wiernsheim. Die jüngere, Wilhelmine, war verheirathet an Pfarrer Steinbeis zu Oelbronn, später in Ilsfeld. Weiteres von den beiden Schwestern enthält das Bilderbuch.

zurückzulegen. Der Braut wie der alten Mutter wurde ein solcher Tag zu einem Fest. Er erheiterte die oft sehr gedrückte Frau mit seinem Humor, den sie verstand und liebte, er erzählte ihr aus seiner Landpraxis, seine Gespräche mit den Bauern. Sein Maultrommelspiel hart an ihrem Ohr (sie war in ihrem Alter schwerhörig geworden) war ihr ein Genuß. Oft nahm er die kleine, zarte Frau auf den Arm und trug sie gleich einem Kinde im Zimmer umher. Was ihr „Christel" — so hieß sie ihn — that, diente ihr zur Freude.

Der Aufenthalt in Wildbad war nicht von langer Dauer; einen Hausstand dort zu gründen, war nicht möglich, und deßhalb entschloß sich Kerner, diese ihm lieb gewordene Gegend zu verlassen und sich nach Welzheim auf die dort erledigte Unteramtsarztstelle zu begeben. Dort war er auch wieder von Wäldern umgeben, aber noch einsamer und abgeschiedener von allem Verkehr.

Der Briefwechsel mit seinem Rickele und den Freunden mußte auch hier ihn für Vieles entschädigen. Er vollendete nun auch die Schrift über das Wildbad, und die Herausgabe des poetischen Almanachs und des Dichterwaldes verkürzten ihm die Zeit. Dabei hatte er eine große und sehr beschwerliche Praxis, der er mit vieler Treue und Aufopferung nachkam.

Man darf sich Kerner nicht nur dichtend vorstellen, er war ein sehr geschickter, gesuchter und pflichtgetreuer Arzt, der auch auf medicinischem Gebiet mit Forschungen nicht nachließ. Nur in sofern paßte er nicht zum Arzt, als er jedes Leiden so tief mitfühlte, wie wenn es sein eigenes wäre. Der Tod eines Familienvaters, einer Mutter oder eines Kindes zerriß ihm das Herz, und es raubte ihm völlig

die Nachtruhe, wenn ein solcher Fall in seiner Praxis vorkam. Ganz bezeichnend ist es, daß er, als er in späterer Zeit einmal gefragt wurde, ob ihm keine Kinder gestorben seien, mit tiefem Seufzer sagte: „Ja, mehr denn hundert.“ Der Schmerz war ihm beim Tod eines jeden der gleiche, wie wenn es sein eigenes Kind wäre. In seinen Gedichten sind mehrere auf den Tod von Kindern zu finden, die ihm aus dem Innersten des Herzens kamen. Ich setze eines bei, es ist zwar aus späterer Zeit, mich rührte es aber immer besonders:

Das braune Büblein.

Mich freute herzlich, herzlich, traun!
So oft ich es gesehen,
Stets springen, niemals gehen,
Ein Büblein ganz kastanienbraun.

Es war so frisch, so munter, ach!
Kam wo ein Pferd gesprungen,
Sah man den braunen Jungen
Ihm rennen wie ein Windspiel nach.

Wo ist dein Büblein, Mutter? — weh!
Du führst mich in die Kammer,
Da liegt, o herber Jammer!
Dein braunes Büblein weiß wie Schnee.

Der Wind weht durch sein Sarggewand,
Die Fenster stehen offen,
Die Uhr ist abgeloffen,
Thautropfen rinnen ab die Wand.

Tief betrübt wurde Kerner in Welzheim durch die Nachricht von dem Tode seines Bruders in Hamburg. Derselbe starb im April 1812 ganz unerwartet schnell am Nervenfieber, als er im Begriff war, die Seinen in Württemberg zu besuchen.

Beinahe zwei Jahre war Kerner in Welzheim, als endlich die Zeit kam, in der er sein Rickele heimführen konnte. So nahe am Ziel, kam er noch in große Noth. Ein Mißverständniß veranlaßte ihn, das Gesuch um Erlaubniß zu seiner Verheirathung, das damals jeder Staatsbürger eingeben mußte, statt von Behörde zu Behörde, direct an den König Friedrich zu senden. Schon war das Schreiben abgesandt, und Kerner hatte in der Hoffnung auf die gewisse Gewährung seiner Bitte an seinen Bruder in Stuttgart darüber geschrieben, als dieser ihn schleunigst auf die Folgen dieses direct an den König geschickten Gesuchs aufmerksam machte. Der König war den Heirathsgesuchen im Allgemeinen nicht günstig, und je nachdem er in einer Stimmung war, konnte er, wenn ihm ein solches vorgelegt wurde, eben sowohl auf den Rand setzen: „Hat nicht nöthig zu heirathen, soll unter die Soldaten," als seine Genehmigung ertheilen. Diese Nachricht brachte Kerner ganz außer sich, statt in den Armen seines Rickeles, sah er sich schon im Soldatenrock. Zum Glück wurde ihm noch dadurch geholfen, daß auf seines Bruders schleunige Verwendung die Bittschrift vom Secretär des Königs, ehe sie in dessen Hand kam, bei Seite geschafft wurde.

Dieß war, Gott Lob! der letzte Sturm. Im Februar 1813 wurden Rickele und Justinus in der Kirche von Enzweihingen durch den Bruder Kerners getraut. Ich weiß nicht, hatte Kerner es so sehr eilig, oder wie es sonst kam, daß,

als der Bruder anfing: „Ich frage dich, Justinus Andreas Kerner, ob du rc. rc.“ er vom Altar wegging. Als die Braut stehen blieb, ging er wohl wieder zu ihr zurück, aber das „Ja ich will“ ließ er ungesprochen, was ihm sein Rickele später noch oft im Scherz zum Vorwurf machte.

Das „Ja ich will“ hatte er sechs Jahre lang treu gehalten; vor Gott war es so fest, wie wenn er es vor dem Altar ausgesprochen hätte, und auf das Glück der Ehe hatte jene Unterlassung keinen Einfluß.

An Ludwig Uhland schrieb er noch vor der Vermählung von Ludwigsburg aus:

Grasburg, den 25. Febr. 1813.

Auf meinem Weg zur Hochzeit!!! schreibe ich dir dieß in Grasburg, ich erhielt noch im Abreisen dein Schreiben. Das Mährchen[1] gehört ja, wie ich, ganz dein mit sammt dem Rickele, die doch auch nichts als ein Mährchen ist. Ich habe es zurückbehalten wegen des Titels, den Fouqué angab, und weil ich es für den Roman, den ich noch nicht aufgegeben, bewahrte. Ich habe es in die Tasche gesteckt, um es dir hier beizuschließen, finde es aber nun nimmer. O lieber, lieber Uhland, wenn du doch nur am 28., am Sonntag, nach Enzweihingen reiten würdest, wir könnten dann über Manches uns besprechen und du wärest bei unserem Hochzeitsschmaus anwesend, bei dem Niemand sein wird, als wir, wo Rickele die saueren Spatzen selbst dazu kochen wird.

Ich grüße Köstlin alsbald!!

Dein J. K.

[1] Goldener.

Hausstand.

Welzheim.

Voll Glück zog das junge Paar am 1. März 1813 in die neue Heimath ein. Es war eine bescheidene Wohnung, von der man sich gegenwärtig kaum einen Begriff machen kann. Die Wahl derselben war nicht schwer, denn es war in Welzheim nur Eine zu finden. Im Wirthshaus zum Ochsen bekamen sie zwei Zimmer und eine kleine Küche. An das größere Zimmer, das zum Schlafzimmer eingerichtet wurde, war die Bedingung geknüpft, daß es an jedem Markttag, jedem Hochzeitsfest, überhaupt, so oft es Veranlassung zum Tanzen gab, ausgeräumt werden müsse, um als Tanzsaal benützt werden zu können.

Dieser Fall ereignete sich öfters; dann mußte man im Wohnzimmer schlafen und das Schlafzimmer konnte mehrere Tage nicht bewohnt werden. Einen Schlüssel hatte die Wohnzimmerthüre nicht, man mußte statt dessen eine große Schnalle abziehen, die allein eine Tasche ausfüllte.

Erzählten Beide später von dieser Zeit, so hätte man glauben können, sie hätten die schönste, behaglichste Wohnung gehabt, so glücklich waren sie in derselben, trotz der nur geweißneten Wände, der kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben und des Tanzsaals als Schlafzimmer.

Ihr erster Ausgang war, sich Geschirr auf den Tisch und in die Küche zu kaufen. Welzheim bot auch darin nur kleine Auswahl. Es war ein bescheidener Tisch und nicht einmal silberne Löffel darauf; aber keine Frau verstand es wie Rickele, Alles behaglich und recht zu machen. Eine Magd hatte sie nicht, ein junges Mädchen brachte ihr Wasser und Holz, das Uebrige that sie selbst, und Kerner konnte nicht genug sagen, wie köstlich ihm sein Rickele gekocht, wie gut Alles gewesen und wie vergnügt sie am eigenen Tisch gesessen seien.

Derselbe wurde auch bald ein gastfreundlicher Tisch, und manche Freunde, wie Ludwig Uhland, Karl Mayer &c. labten sich an den guten Speisen, die Rickeles Hand bereitete. Es mögen schöne Tage gewesen sein, wenn die Freunde kamen, alle noch jung, lebensfrisch und treu zusammenhaltend. Rickele war aber nicht nur die schaffende Hausfrau, sie nahm auch an dem geistigen Verkehr der Männer vollen Antheil und alle liebten und verehrten sie.

Karl Mayer schreibt aus der damaligen Zeit: „Kerner und seine Frau, beide unserem ganzen Kreise von jeher lieb und vertraut, hatten überhaupt seit ihrer Vereinigung und in ihrer jungen fröhlichen Häuslichkeit unsere Liebe und Theilnahme in noch viel höherem Grade gewonnen; ihre Namen klangen in all unsern Mittheilungen an einander wieder, und die Pläne, das junge Paar in Welzheim heimzusuchen, ein paar heitere Tage dort zu verleben, hörten nicht auf und gediehen häufig genug zur Ausführung."

Es verging kein Tag, an dem nicht Kerner zu Kranken in die umliegenden Dörfer, Weiler und Höfe mußte; es waren ungebahnte Wege durch den Wald, die man nur zu Fuß oder zu Pferd zurücklegen konnte. Er schaffte sich daher bald ein Pferd an, einen sehr sanften Rappen.

Justinus wollte nicht ohne sein Rickele sein, und sie begleitete ihn treulich überall hin; dann wurde bisweilen noch ein weiteres Pferd für Kerner gemiethet, während Rickele sich von dem Räpplein tragen ließ, öfter aber machten sie es, wie es in jener Gegend Sitte war, daß die Frau sich hinter den Mann aufs Pferd setzt und sich an ihm hält. Bei jeder Witterung, je schlechter das Wetter und der Weg waren, desto mehr fand auch Rickele es für nöthig, bei ihrem Manne zu sein. Nie konnte dieser, wenn sie auch noch so lange unterwegs waren, sich entschließen, auswärts Mittag zu halten; kamen sie zurück, so hatte Rickeles geschickte Hand schnell etwas bereitet, für das sie schon vorgesorgt hatte. Einmal mußte auch Kerner selbst seine Kochkunst zeigen; Rickele hatte Erbsen an das Feuer gestellt, als sie heftige Kopfschmerzen bekam und sich schnell zu Bett begeben mußte. Als Kerner nach Haus kam, klagte sie über das noch nicht vollendete Mittagessen, da nahm er die Sache in die Hand, trieb die Erbsen kunstgerecht durch einen Seiher, und da er nicht gleich den Drücker von Holz dazu fand, nahm er statt dessen einen Bügelstahl. Noch lange rühmte er die guten Erbsen, die er gekocht habe. Von der grauen Farbe, die sie durch den Bügelstahl erhielten, sagte er kein Wort, das hat Rickele später verrathen.

Am 2. December 1813 gab der liebe Gott dem glücklichen Paar ein kleines Mädchen, und das bin ich, die ich hier diese Erinnerungen niederschreibe. Nach meiner Pathin, der früher erwähnten Schwester Varnhagens, erhielt ich den Namen Rosa Maria.

Ich wurde später sehr stolz auf diese Namen, ein noch größerer Stolz war es mir, als es mir zum Bewußtsein

kam, daß Ludwig Uhland mein Taufpathe war, und daß er das Gedicht: „Auf das Kind eines Dichters“ eigens für mich gemacht hatte.

Sei uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens goldner Pforte!
Wohl ziemen dir zum Angebind
Sich Lieder und prophet'sche Worte.

In großer Zeit erblühest du,
In ernsten Tagen, wundervollen,
Wo über deiner kind'schen Ruh'
Des heil'gen Krieges Donner rollen.

Du aber schlummere selig hin
In angestammten Dichterträumen
Von Himmelsglanz und Waldesgrün,
Von Sternen, Blumen, Blüthenbäumen.

Derweil verrauschet der Orkan,
Es weicht der blut'gen Zeiten Trübe:
Wohl blühst als Jungfrau du heran,
Du kündest so das Reich der Liebe.

Was einst als Ahnung, Sehnsucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das sinkt von sel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben dir hernieder.

Der Vater war sehr glücklich mit seinem Kind. Als das Frühjahr kam, durfte die Kleine schon mit auf die Praxis, die Mutter nahm mich zu sich auf das Pferd, oft auch der Vater, dann band er mir sein Taschentuch um den

Leib, hielt mich weit hinaus und ritt schnell vorwärts, wobei ich laut aufjubelte und fröhlich zappelte. So wurden wieder gemeinschaftlich die Kranken besucht. Eine Freundin der Eltern erzählte mir später, wie sie der Familie begegnet sei: die Mutter auf dem Pferd mit dem Kind im Arm, der Vater daneben das Pferd führend, es sei wie ein Bild aus der heiligen Geschichte gewesen. — An Karl Mayer schrieb der Vater im Juli 1814: „Die kleine Rosa Maria ist sehr gesund, wild, auch sehr blühend, hell rosenroth. Sie reitet mit Rickele auf meinem schwarzen Pferd."

Wie sehr sein Herz von seinem Kinde erfüllt war, sagt folgendes Gedicht:

Guter Rath.

Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Lust,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Brust;

Blick' ihm ins Auge unverwandt
Tief in den sel'gen Grund:
Hab' Acht! du siehst das beste Land
Allein in seinem Rund.

Dann drück' es fester an das Herz,
Wo's anschlägt bang und laut:
Hab' Acht! es zieht heraus den Schmerz,
Recht wie ein heilend Kraut.

Dann leg' es ganz ins Herz hinein
Und schließ das Herze zu,
Und laß nichts anders zu ihm ein,
Hab' Acht! — so heilest du.

Nach Lorch kamen die Eltern oft zu einer Freundin, der Frau des Kameralverwalters Neuffer, die eine geschickte Malerin war, aber nur eine Hand hatte, sie malte mit der linken sehr schön in Oel. Die Mutter erzählte mir später viel von Lorch und der Frau mit der einen Hand. Es ist mir noch heute, als sei ich besonders mit Lorch verbunden, ich kam aber später nicht mehr hin, nur damals mit den Eltern hoch zu Roß. Ungefähr um diese Zeit entstand folgendes Gedicht:

Sommerabend auf Kloster Lorch, der Grabstätte des Hohenstaufischen Herzog- und Kaiserhauses.

Nach mildem Abendregen
Die Lüfte kühlend weh'n;
Des Landes reicher Segen
Dampft auf zu blauen Höh'n.
Duft kommt herangezogen
Von Blumen, Kräutern grün,
Die unter goldnen Wogen
Des Aehrenfelds erblüh'n.

Es rauschen durch die Stille
Die Aehren voll und schwer,
Der Wald in üpp'ger Fülle
Steht schwarz, ein nächtlich Meer.
Und über ihm sich breitet
Ein stolzer Felsenkranz,
Das ist die Alp, gekleidet
In blauem Himmelsglanz.

Und all' die Berg und Auen,
Bebaut mit fleiß'ger Hand,
Dieß Land, so schön zu schauen,
Ist deutsches Vaterland!

Geküßt von Himmelsbläue,
Steht es, des Himmels Braut.
Schützt, Brüder, sie mit Treue!
Gott hat sie euch vertraut!

Schlaft süß, die ihr den Degen
Für diese Braut geführt,
Die auf des Sieges Wegen
Jüngst sel'ger Tod berührt!
Auch hier aus alten Zeiten
Schläft manches Heldenbild,
Das einst in blut'gen Streiten
War deutschem Land ein Schild.

Noch ragt der Fels vor allen,
Drauf einst der Helden Haus;
Ist auch ihr Leib zerfallen,
Die Treu' hält ewig aus.
Drum stieg in Kampfes Tagen
Hier aus der Grüfte Nacht
Manch' alter Held, zu tragen
Das Siegspanier der Schlacht.

Mit solchen treu verbunden, —
Da kämpften Männer gut,
Da sprang aus sel'gen Wunden
Ein Heilquell, deutsches Blut.
Laßt deutschen Muth nicht sinken,
So lang' noch Alpen steh'n,
Euch Heldengeister winken
Von ihren blauen Höh'n!

Hängt fest, wie Waldes Eichen,
Am heil'gen deutschen Land!
Wollt' ritterlich euch reichen
Zu Schutz und Trutz die Hand!
Die Braut in Himmelsschöne,
Dieß Land so segensreich,
Will starke, treue Söhne,
Den ew'gen Alpen gleich.

Endlich nach einem Jahre zeigte sich eine bessere Wohnung, in der man die Zimmer wenigstens für sich behalten durfte. Es waren drei kleine Zimmer mit der einfachsten Ausstattung, aber freundlich gelegen vor dem Städtchen. Es war nur eine Küche vorhanden, welche die Mutter mit zwei alten Fräulein Comerell, den Hausbesitzerinnen, theilen mußte. Das junge Mädchen, das früher Holz und Wasser zugetragen hatte, war jetzt ganz in den Dienst genommen. Wenn das Rosele, so hieß sie, zugleich mit der Jungfer Comerell in der Küche war und sich nicht genau in dem ihr zugewiesenen Kreis bewegte, schrie die Jungfer Comerell: „Hinweg da, das ist mein Territorium;" vor diesem ihr fremden Wort bekam das Rosele solchen Respekt, daß sie sich kaum mehr in die Küche wagte.

Rosele war noch sehr unerfahren, ein ächtes Waldkind, das noch nicht einmal einen Begriff von einem Talglicht hatte; als ihr ein solches in das Wasser fiel, legte sie es auf den Ofen zum Trocknen und war höchlich erstaunt, daß es zerschmolz.

Es wurden damals im Welzheimer Wald nur Holzspäne gebrannt, die aus Kienholz geschnitzt und an einem

Stock, der einen Fuß zum Stehen hatte, mit einer eisernen Klamme befestigt waren. Um diesen Lichtstock saß die ganze Familie, Frauen und Mädchen, Nachbarinnen und Freundinnen; die Männer lagen auf der Ofenbank oder schnitzelten die Lichtspäne; die Frauen saßen am Rocken und spannen mit der Spindel den schönen, weit berühmten Welzheimer Flachs. Dabei wurde lustig gesungen oder wurden Sagen und Geschichten erzählt, die meistens von Waldfrauen, Gnomen, Alraunmännchen ꝛc. ꝛc. handelten, je schauerlicher, desto schöner.

Damals entstand das Gedicht:

Lob des Flachses.

Wohl hat Sommer sich zum Kranze
Manche Blüthe zart gewoben;
Aber Flachs, dich mildste Pflanze,
Muß ich doch vor allen loben.

Blauen Himmel ausgestreuet
Hast du über dunkle Auen,
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zart geschaffnen Frauen.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüthe trägt des Himmels Helle,
Leis' vom Westhauch angerühret,
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüthe dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

Und die Hand geschäft'ger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen,
Klar wie Mondschein anzuschauen,
Bist du theuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer
Leis' berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenschimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte,
Bist du bei Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wandrer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen goldnen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst, ein segnend Kreuz gebreitet,
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

Das Spinnen gehört nächstens zur Sage, aber damals, als es noch keine Maschinen als Ersatz dafür gab, wurde

in jedem Haus der Bedarf an Leinwand selbst gesponnen, und ein Mädchen war noch nicht aus den Kinderschuhen, so fing die Mutter schon an, für ihre künftige Aussteuer Leinwandballen zurückzulegen; sie wäre keine sorgsame Mutter und Hausfrau gewesen, wenn auch nur eine Elle zur Aussteuer der Tochter hätte gekauft werden müssen. Jetzt ist es anders, die Maschinen machen es schneller fertig, aber nicht die Hälfte der Dauer hat die Leinwand der gegenwärtigen Zeit.

Ich lernte bald gehen, reiten konnte ich ja schon lange, freilich nur im Arm des Vaters oder der Mutter. Einmal gab mich die Mutter dem Rosele mit, um Aufträge zu besorgen. Diese brachte mich mit sehr erhitzten Wangen und besonders glänzenden Augen nach Haus. Als die Mutter mich auf den Boden stellte, fing ich an zu wanken und konnte nicht allein gehen, zudem roch ich auch stark nach Branntwein. Das Rosele gestand, daß man mir, wie man es dort oft den Kindern als Schleckerei gibt, Brod in Branntwein getaucht und mit Zucker bestreut gegeben habe, was ich mit großem Appetit verzehrt hätte. Zum Glück brachte es mir keinen Schaden. Später aber, als ich so lange klein blieb und die Altersgenossinnen mich im Wachsthum weit überholten, machte es mir doch oft großes Bedenken, daß ich als Kind Branntwein bekommen hatte, denn man sagt bei uns, Kinder, denen man Schnaps zum trinken gebe, wachsen nicht mehr. — In Welzheim aber war es allgemeine Sitte, den kleinen Kindern den Schlotzer (Schnuller) in Branntwein und Zucker zu tauchen; dieselben bekamen dadurch mehr Schlaf. Schaden hatten die, welche davon kamen, später keinen dadurch; wenn sie das Leben über die ersten Jahre brachten, wurden sie kräftige Menschen,

wie überhaupt dort ein sehr kräftiger Menschenschlag zu Hause ist. — Von den entferntesten Weilern und Dörfern brachten sie im tiefsten Winter die Kinder nach Welzheim zur Taufe. Nach dem Kirchgang wurde im Wirthshaus gezecht bis tief in die Nacht, und es war oft ein rechtes Glück für das Kind, wenn es, hinter den Ofen gebettet, von der Gesellschaft vergessen wurde. Es soll sogar öfter vorgekommen sein, daß ein solches Kindlein auf dem Heimweg verloren ging und erst die zu Hause gebliebene Mutter den Verlust entdeckte.

Bald drei Jahre war ich alt, als mein Vater zum Oberamtsarzt in Gaildorf ernannt wurde. Es that beiden Eltern sehr wehe, Welzheim zu verlassen, wo sie vier so glückliche Jahre verlebt hatten. Wie tief Kerner die Sehnsucht nach jener Waldgegend ging, sagt nachstehendes Gedicht:

Sehnsucht nach der Waldgegend.

Wär' ich nie aus euch gegangen,
Wälder, hehr und wunderbar!
Hieltet liebend mich umfangen
Doch so lange, lange Jahr! —

Wo in euren Dämmerungen
Vogel sang und Silberquell,
Ist auch manches Lied entsprungen
Meinem Busen, frisch und hell.

Eure Wogen, eure Halle,
Euer Säuseln nimmer müd,
Eure Melodieen alle
Weckten in der Brust das Lied.

Hier in diesen weiten Triften
Ist mir alles öd' und stumm,
Und ich schau' in blauen Lüften
Mich nach Wolkenbildern um.

In den Busen eingezwinget,
Regt sich selten nur das Lied;
Wie der Vogel halb nur singet,
Den von Baum und Bach man schied.

Auch die Welzheimer sahen ungern ihren Arzt und seine Frau scheiden. Dem Mariele gaben die Bürger eine große Kiste Flachs zu ihrer Aussteuer. Diese Kiste mit Flachs, die mir eigen gehörte, war mein Stolz und oft ging ich später der Mutter auf die Bühne nach und bat sie, mir den Flachs zu zeigen, den die Mutter mir treulich aufbewahrte und für meine Aussteuer schön spinnen und weben ließ.

Gaildorf.

Das Leben in der neuen Heimath.

Im Herbst 1816 zogen wir nach Gaildorf, wo die Wohnungsnoth aufs Neue anfing. Hinter der Kirche, in einem kalten finstern Haus bezogen die Eltern einige Zimmer. Mit der Heizung war es sehr schlecht bestellt. Es war zwar ein großer Ofen vorhanden, so groß, wie man jetzt keinen mehr sieht; mit einer langen Ofengabel wurden die

Kochhäfen hinein geschoben und mit einem Blasrohr das Feuer angeblasen; aber der große Ofen kam nicht zur Hälfte den Eltern zu gut, er war zwischen zwei Zimmern eingemauert, und nur eine Platte davon ging in unser Zimmer. Zunächst an diese Platte kam unser Feuer. Es war aber ein sehr kalter Winter und nicht möglich, auf diese Art das Zimmer zu erwärmen, besonders, da das Holz wie durch einen Zauber bald auf die andere größere Seite des Ofens, die in das Zimmer des Hausbesitzers ging, verschwand. Wenn der Vater zu Haus war, rückte er ein kleines Tischchen hart an die mühsam erwärmte Platte, um schreiben zu können. Er mußte es aber von Zeit zu Zeit abräumen, um die Oberfläche desselben am Ofen zu erwärmen, damit die erstarrten Hände etwas gelenkiger wurden. Ich bekam erfrorene Füße, und die Mutter schickte mich oft zu Bekannten, nur damit ich wieder erwärmt wurde. — Wie es der guten Mutter dabei erging, das hat sie mir in ihrer selbstlosen Weise nie erzählt.

Aber auch dieser Winter ging vorüber, und als das Frühjahr kam, bezogen wir ein kleines freundliches Haus, das wir allein bewohnen durften. Das Haus war Eigenthum eines Fürsten und zweier Grafen, des Fürsten von Solms=Braunfels und der Grafen Waldeck und Pückler.

Ich sehe mit der größten Deutlichkeit den kleinen Garten an dem Hause vor mir, wie der Vater darin arbeitete und ich dabei stand, wie er einen Jelängerjelieberstock aus dem Beet entfernte und ich die schönen Blumen bedauerte, die daran waren. — Unten im Hause war ein Stall für den treuen Rappen. Die Wege waren bei Gaildorf etwas besser, auch war dort das Reiten der Frauen nicht so Sitte, und begleiten mußten wir doch den Vater, deßhalb

wurde der Rappe jetzt meistens an einen sogenannten Berner-wagen gespannt, auf welchem der Vater uns mitnahm. Wir hatten damals auch ein kleines Pferdchen, das auch ein schöner Rappe zu werden versprach. Da geschah es einmal, daß der Mann, der das Pferd besorgte, in der Frühe die Stallthüre offen stehen ließ. Dem Füllen kam die Lust an, das Haus zu besehen. Es lief die Treppe herauf bis in das Schlafzimmer des Vaters. Das alte Pferd konnte kaum noch aufgehalten werden, als es dem jungen folgen wollte. Es hätte schwer gehalten, das große wieder die enge Treppe hinunter zu bringen, bei dem kleinen ging es schon leichter. Zu einem großen Rappen ist aber das Füllen nicht herangewachsen, es kam zur weiteren Ausbildung auf das Gestüt Güterstein und dort ist es gestorben. Es ging die dumpfe Sage, ein Lieutenant habe es zu todt geritten.

Meine Großmutter Kerner, die nach des Vaters Verheirathung wieder allein war, nahm ihren Aufenthalt von da an bei ihrer Tochter, der Frau Pfarrer Steinbeis in Ilsfeld. Sie wurde gefährlich krank, und der Vater eilte, als er diese Nachricht bekam, sogleich zu ihr und nahm mich mit.

Einen schweren Unfall, der uns auf dieser Reise betraf, schildert der Vater in einem Brief an Uhland wie folgt:

„All meine Lust und Liebe, meine Marie, auch mein eigenes Leben ward inzwischen aufs äußerste bedroht, ich war ganz nahe an einer dem Wahnsinn gleichkommenden Verzweiflung.

Man verlangte mich zu meiner kranken Mutter nach Ilsfeld. Mir zum Troste und der Großmutter zur Freude, sprach mir Rickele zu, die Marie mitzunehmen. Ich fuhr mit einem Kutscher mit zwei Pferden in meinem eigenen Gefährte (einem andern als du kennst). Als wir an die

große Steige kamen (nicht Chaussee), die von Löwenstein gegen das Bad führt, stieg ich aus und wollte Marie aus dem Gefährte heben. In diesem Moment wurden die Pferde rasend, ich wurde vom Rade auf die Seite geschleudert, der Kutscher stürzte vom Bocke, das Kind blieb im Gefährte, das Gefährt schlug um, die Pferde donnerten mit ihm den entsetzlichen Berg hinab, es auf der Bedachung, die Räder über sich gerichtet, fortschleifend, — ich wußte mein Kind in ihm!! Ich raffte mich auf, unverletzt, und folgte ganz vom Wahnsinn gepackt hintenher. Unter Trümmern des Gefährtes fand ich mein Kind in seinem Blute! Ich hob es für todt auf und trug es drei Stunden weit im fürchterlichsten Platzregen ganz wahnsinnig durch unwegsame Wälder und Felder bis nach Ilsfeld auf den Armen.

Ich war ganz erschöpft.

Das Kind schien das linke Auge verloren zu haben, es hatte starke Quetschungen am linken Schlafe, das Schlüsselbein hatte es gebrochen. Gott im Himmel aber war gnädig, er trug Erbarmen. Am vierten Tage schlug es wieder das Auge auf, hell und lieblich wie es ist. Auch der Bruch des Schlüsselbeins und die Quetschungen heilten bald."

Der Mutter hatte man gleich einen Eilboten geschickt, und so schnell wie möglich kam sie auf die Nachricht von diesem Unfall herbei. Als man sie erwartete, zog man mir, damit ich nicht so krank aussehe, ein Kleidchen an, den einen Aermel ließ man leer herabhängen, was die liebe Mutter sehr erschreckte; sie glaubte, man habe ihr das Gräßlichste verschwiegen, der Arm sei abgenommen. Als ich soweit war, daß man mit mir reisen konnte, schickte Onkel Ehmann in Oehringen, ein Bruder der Mutter, einen

Wagen, in welchem wir den weitern, aber besseren Weg über Heilbronn, Weinsberg, Oehringen nach Gaildorf zurücklegten. Als wir in Weinsberg den Berg hinauf fuhren, an dem später unser Haus stand, sagte der Vater, wie von einer Vorahnung ergriffen: „Hier ist es schön, da möchte ich wohnen!"

Mein Bruder Theobald.

Wir waren noch nicht lange zu Haus, als ich eine große Freude erlebte. Wie heute weiß ich noch, daß an einem Morgen beim Erwachen ich mein Bett ganz mit Blumen überdeckt fand, auch sehr schönes Zuckerwerk war dabei. Der Vater sagte mir, daß ein kleiner Bruder angekommen sei, der mir das Alles mitgebracht habe. Ich war überglücklich, aber auf den Arm bekam ich das Brüderchen kaum, was mir sehr schmerzlich war. Ich dünkte mich schon groß und ganz passend zu einem Kindsmädchen. — Leider kam auf die Freude von des Kindes Ankunft bald ein tiefer Schmerz für die Eltern durch den nun doch erfolgten Tod der lieben Großmutter.

Uhland schrieb damals an den Vater über diese beiden Ereignisse:

„So ist das fortschreitende Leben, während man die eine Hand dem neugeborenen Geschlechte reicht, muß man die andere von dem absterbenden schmerzlich losreißen."

Dieses kleine Brüderchen, das am 14. Juni 1817 geboren wurde, erhielt den Namen Theobald, nach dem General Theobald, einem Freund des Vaters, der zugleich mit Ludwig Uhland und Karl Mayer des Knaben Pathe

war. Theobald war ein nettes, zartes Kind, an dessen Hals aber die Mutter zu ihrem Schrecken bald eine Geschwulst entdeckte, die große Aehnlichkeit mit einem kleinen Kropf hatte. Kröpfe waren in Gaildorf etwas sehr gewöhnliches, und Manches dort war vielleicht derselben Ansicht, wie die alte Frau in Weinsberg, der man nachsagt, sie habe, als ein Fremder mit schlankem Hals durch Weinsberg gegangen sei und die Kinder ihn ob seines dünnen Halses verhöhnten, diesen zugerufen: „Seid still, ihr gottlosen Kinder, danket Gott, daß ihr alle eure Glieder habt!" Die Geschwulst war der Mutter eine große Sorge, aber der Vater machte nichts daraus, er war wohl sonst sehr beschäftigt, überzeugte sich vielleicht auch bald, daß nichts bedenkliches dabei war, und schenkte der Sache nicht viel Aufmerksamkeit. Die Mutter, in der Angst, ihr Theobald behalte ein Gaildorfer Anhängsel, beschloß auf Zureden von ihrer zur Hilfe anwesenden Schwester folgendes, von einer Nachbarsfrau angerathene, jedenfalls unschädliche Mittel anzuwenden. Es wurde mit dem Bäcker verabredet, daß das Dienstmädchen in der Frühe einen Wecken so heiß wie er aus dem Ofen kommt, unbezahlt und „unberufen" holen dürfe, dieser mußte auseinander gebrochen und dem Kinde auf die Geschwulst gelegt werden. Unterdessen wurde ein großer Hund eingesperrt und dieser sollte den Wecken, wenn er erkaltet wäre und seinen Dienst gethan hätte, fressen. Die Sache war nicht so leicht als man glaubte. Das erstemal begegnete dem Mädchen, so sehr sie auch eilte, doch eine höfliche Person, die ihr: „Guten Morgen Jungfer" nachrief. Damit war der Zauber gebrochen und den andern Morgen mußte wieder von neuem begonnen werden. Dießmal kam das Mädchen unbeschrieen nach Haus und der Wecken

wurde aufgelegt. Jetzt sollte der Hund den Wecken fressen, als man aber den Stall öffnete, brach der Hund durch und war nicht aufzuhalten. Zum drittenmal mußte die Sache vorgenommen werden, und ging nun glücklich von statten. Das beste daran war, daß die Geschwulst bald darauf verschwand. Der Vater behauptete zwar, der heiße Wecken habe gleich einem Kataplasma heilsam gewirkt. Vielleicht hat aber das Nichtbezahlen, Nichtberufen und der Hund doch auch geholfen. Theobald behielt einen schlanken Hals und seine Geburtsstadt hat ihm nichts geschadet. [1]

Königin Katharina.

Im Jahr, da Theobald geboren wurde, war eine große Theuerung im Land. Es war das Jahr vorher fast nichts gewachsen, die Vorräthe früherer Jahre waren aufgezehrt und die Noth nahm immer mehr überhand. In dieser schweren Zeit war Königin Katharina eine wahre Mutter ihres Volkes, sie sorgte auf jede Art für die Armen und Hungernden. Sie ließ Frucht aus Rußland kommen, gründete wohlthätige Anstalten und Ver-

[1] Ich kann mir nicht versagen, hier nur kurz der oben erwähnten jüngeren Schwester der Mutter zu gedenken. Rosine, in weiten Kreisen als „Tante Rösle" bekannt, war mit nicht gewöhnlicher Schönheit begabt. Bis in das höchste Alter bewahrte sie die Spuren derselben. Von ihr schrieb einmal der Vater „— und stehen ihre blauen Augen über ihr wie der klare Himmel über einem Rosenstrauch." Sie erhielt sich seltene Geistesfrische und ungetrübte Sinne und war noch eine der anmuthigsten alten Frauen, als sie sich mit 83 Jahren zur Ruhe legte. Zum erstenmal vermählte sie sich mit Kanzleirath Schlaich in Stuttgart. Eine zweite Ehe ging sie, Wittwe geworden, mit Kameralverwalter Fetzer in Weinsberg ein, den sie gleichfalls überlebte.

eine zur Milderung der augenblicklichen großen Noth. Ich kann mich sehr gut erinnern, wie ich hie und da die Mutter in eine große Küche begleiten durfte, in der die Frauen und Töchter von Beamten und Bürgern in umfangreichen Kesseln für Arme kochten, und der vielen Kinder, die mit Schüsseln da standen, um sich Suppe zu holen. Mit großer Sehnsucht sah man der Ernte des Jahres 1817 entgegen, und mit tief gefühltem Danke gegen Gott wurde der erste Erntewagen begrüßt. Jung und Alt zog dem bekränzten Wagen festlich gekleidet entgegen und das Lied: „Nun danket Alle Gott" wurde bei Erblickung desselben aus vollem Herzen angestimmt. Auf mich machte dieses Fest einen bleibenden Eindruck. Es war der Mutter und des kleinen Theobalds erster Ausgang, sie nahm einige Aehren von dem Wagen und bewahrte sie für Theobald auf, der sie, wie ich glaube, noch heute besitzt.

Der ein Jahr darauf erfolgte Tod der Königin Katharina war ein großer Verlust für Württemberg. Durch ihr Eingehen in alle Verhältnisse und ihre Hilfe, wo es noth that, stand sie nicht auf unnahbarer Höhe. Einem Jeden war die Mutter gestorben. Mein Vater besang sie in manch tief gefühltem Lied. Dasjenige, welches er auf ihr in Silber geprägtes Bild machte, setze ich hier bei.

Ueber das in Metall geprägte Bild Katharina's.

Hängt als süßes Angebinde,
Hänget als der Tugend Schild,
Schwabens Frauen! eurem Kinde
An das Herz dieß edle Bild.

Sagt ihm, wer Sie ist gewesen,
Wie gesegnet Sie das Land,
Bis Sie, schnell von Gott erlesen,
Eine Heil'ge, uns verschwand.

Baut ihr für die Armuth milde
Wo ein Haus, wird es gedeih'n,
Legt das Erz mit Ihrem Bilde,
Ihr in seines Grundes Stein.

Wird wo für des Feldes Früchte
Eine Scheuer neu erbaut,
Daß kein Donner sie zernichte,
Werd' Ihr Bild dem Grund vertraut.

Röm'scher Herrscherinnen Bilder
Wahrt die schwäb'sche Erde noch,
Wahrt von Römern Schwerter, Schilder,
Mahnend nur ans Römerjoch.

O wie treu wird sie bewahren,
Heilige! Dein Bild im Schooß!
Dich, die einst in Hungerjahren
Ueber sie ein Füllhorn goß!

Nach Jahrhunderten noch pflüget
Es der Landmann aus dem Grund,
Rufet Weib und Kind vergnüget,
Anzuschau'n den theuren Fund.

Spricht: O! laßt uns treu bewahren
Sie, von der die Sage geht:
Daß Sie hab' in Hungerjahren
Unserm Ahn das Feld besä't.

Nicht lange vor ihrem Tode machten der König und die Königin ein Rundreise durch das Land. Der Tag, an dem sie durch Gaildorf kamen, war für das Städtchen ein Festtag. Die Beamten und Bürger versammelten sich auf dem Marktplatz, um das Königspaar dort zu empfangen. Die Schuljugend zog ihnen entgegen mit dem Lehrer an der Spitze. Ich ging zwar noch nicht in die Schule, durfte aber doch mitziehen. Es kamen uns mehrere Wagen entgegen, aber keiner war uns schön genug für den König. Der Lehrer mochte wohl mit uns einen goldenen Wagen, König und Königin mit goldener Krone erwartet haben. Wir ließen alle an uns vorüberfahren. Endlich als ein Packwagen kam, sagte man uns, daß der König im ersten Wagen gewesen sei. Wir waren in schönster Ordnung ausgezogen, aber nun löste sich alles auf. Ein jedes sprang so schnell es nur konnte, zurück, um doch noch etwas vom Königspaar zu sehen. Wir kamen gerade recht, um den Wagen von hinten im Abfahren zu erblicken. Mit dem Vater hatte der König und die Königin sich länger unterhalten. Das war das einzigemal, daß der Vater das Glück hatte, die von ihm so hochverehrte Königin zu sehen. Er bedauerte nachher sehr, daß er es für passender gehalten hatte, während die Königin mit ihm sprach, die Brille abzunehmen, seiner Kurzsichtigkeit halber blieb ihm kein deutliches Bild von ihr. Bekannt war er der Königin schon früher durch seine schriftstellerische Thätigkeit. So forderte sie ihn auch auf, in Gemeinschaft mit dem allemannischen Sänger, Peter Hebel, nach dessen „Rheinischem Hausfreund“ und „Schatzkästlein“ den württembergischen Landeskalender zu einem gemeinnützigen Volksbuche umzubilden. Die Sache zerschlug sich jedoch, weil Hebel als

„Ausländer" den „Schwaben" mit Belehrungen in ihrer eigenen Sache nicht zu nahe treten mochte.

Eine traurige Veränderung.

Das Weihnachtsfest, das auf meinen vierten Geburtstag folgte, ist mir noch gut in Erinnerung. Ich bekam eine Puppe; sie prangte in einem rosa Zitzkleid, hatte aber keinen Kopf wie die jetzigen Puppen, konnte nicht schreien und nicht die Augen verdrehen. Ihr Gesicht war vielmehr von Wachs und am Hinterkopf war Flachs statt der Haare angeklebt, den Körper hatte die Mutter selbst gemacht und mit Sägmehl gefüllt, was ich erst später entdeckte. Dazu bekam ich einige kleine irdene Geschirrlein für die Puppe. Der Reichthum war zu groß, das Glück überwältigte mich so, daß ich in der Nacht ein Hirnfieber bekam zum großen Jammer der Eltern. — Als ich wieder in der Genesung war, sang mir mein lieber Vater ein Lied vor, das er darauf gemacht, dessen ich mich aber leider nicht mehr entsinne. Ich saß dabei in meinem Bettchen und weinte vor Rührung und Freude.

Bald nach dieser Krankheit trat eine traurige Veränderung für mich ein. Ich bekam die Gelbsucht, und von dieser Zeit an datirt sich manches Schmerzliche für mich. Bis dorthin war ich ein sogenanntes Wunderkind gewesen. Mit der Gelbsucht trat ein Stillstand ein und in meinem zehnten Jahre mußte ich noch hören: „Ja wenn du noch wärst, wie in deinem vierten Jahr, da warst du so gescheidt, so brav und so folgsam." Als mir der Spiegel später sagte, daß ich ein mageres braunes Mädchen sei, und von der Mutter wollte, sie solle mich weiß waschen, hieß es wieder:

„Ehe du die Gelbsucht bekamst, warst du ein kugelrundes, weißes, rothbackiges Kind.“ Da verwünschte ich die Gelbsucht, die mich so verändert hatte, und die schrecklichste der Krankheiten war nach meinem Begriff diese. Fast betrübte ich die gute Mutter, wenn ich ihr folgenden Vers aus des Knaben Wunderhorn sang:

„Wann ich schon schwarz bin,
Schuld ist nicht mein allein,
Schuld hat mein' Mutter g'habt,
Weil sie mich nicht gewaschen hat,
Da ich noch klein,
Da ich wunderwinzig bin gesein.“

Das war sehr unartig von mir, aber die Gelbsucht war schuld daran! Damals jedoch lebte ich, unbewußt der leidigen Veränderung, die über mich gekommen war, dahin.

Kleine Reisen.

Ich war ein sehr glückliches Kind, das immer bei den Eltern sein durfte und nur Freude erlebte. Der Vater mußte auch in Gaildorf viel über Land; da die Mutter des kleinen Theobalds wegen mehr zu Hause bleiben mußte, so war ich oft seine einzige Begleitung. Ich durfte das Leitseil in die Hand nehmen — bei dem braven alten Rappen konnte man es schon wagen — und wenn dann der Vater sich stellte, als schlafe er, und ich glaubte, ganz allein das Pferd zu leiten, war ich sehr stolz. Mußte ich zu Hause bleiben, so brachte mir der Vater immer etwas

mit. Er ging aber nicht in einen Kaufladen, um mir Spielzeug oder Zuckerwerk zu holen, nein, er brachte mir ein Stück schwarzes Brod, das mir viel besser schmeckte, als das zu Haus, oder Tannenzapfen, die ich meine Kühe hieß und in den Stall sperrte, auch irgend eine Merkwürdigkeit, die er in dem Wald oder auf dem Wege fand, Blumen, Steine, oder ein Stück Holdermark, aus dem er mir dann „Holdermännlein" machte. Er wußte wohl, wie er mich mit Allem erfreute. Niemand konnte auch so schön, nur mit einigen Strichen, einen Tannenbaum zeichnen; wenn er sonst nichts für mich hatte, so wurde ich mit einem solchen beglückt.

Eines sogenannten „Receptbüchleins" erinnere ich mich noch, das der Vater immer bei sich trug, um die Recepte, die er den Tag über verordnete, sogleich hineinzuschreiben. Auf dem Deckel desselben hatte er mit Dinte einen solchen Tannenbaum gezeichnet, unter diesem einen Todtenkopf mit gekreuzten Todtengebeinen. Darunter stand:

Gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist.

Oft nahm der Vater mich mit in das Pfarrhaus des Ortes, in dem er eben Besuche zu machen hatte. Meist wurde ich dort mit Honigbrod bewirthet, und es gefiel mir in all diesen Pfarrhäusern gar wohl. Eines aber blieb mir vor Allen in lieber Erinnerung. Der Zimmerboden war dort, nach damaligem Brauch, mit schönem weißen Sand bestreut, auf dem ich aber immer ausglitt und hinfiel, deßhalb wurden mir sogleich bei der Ankunft die Schuhe ausgezogen und ich durfte ungestraft in den Strümpfen herumspringen.

Lebensgefahren.

Nicht viel über ein Jahr durften wir in dem kleinen Haus bleiben. Es wurde eine gräfliche Bierbrauerei erbaut und in das Haus die Wirthschaft verlegt. So behaglich und wie im Eigenthum bekamen wir es nicht wieder; aber doch eine freundliche Wohnung innerhalb der Stadt bei sehr lieben Leuten, einem Tuchmacher Seylacher. Sie hatten einen Knaben von meinem Alter, der mir ein lieber Spielgefährte wurde. Ich war deßhalb oft bei ihnen. Was mich aber besonders dort anzog, war ein Haspel, der von dem Zimmerboden bis an die Decke ging. Er gehörte zu des Hausherrn Gewerbe. In diesen setzten wir uns und drehten uns stundenlang, wie in einem Karoussel. Einst wollte die Hausfrau ihren Heinrich und mich in eine Mühle mitnehmen. Wir gingen über einen schmalen Steg am Kocher hin; auf einmal, als die Hausfrau sich nach mir umsah, war ich verschwunden, und sie sah nur noch meinen Hut im Kocher schwimmen. Rasch sprang sie nach, zog mich heraus und trug mich in großem Schrecken nach Haus. Erst als sie mich warm eingewickelt in ihrem Bett hatte, holte sie die Mutter. Diese dankte Gott, daß es so gut abgelaufen war.

Ich war aber schon bestimmt, andern Leuten Schrecken einzujagen. Die Mutter hatte in einem Koffer, in dem sie alte Kleider aufbewahrte, etwas zu suchen; ich stand dabei und ein alter Hut der Mutter fiel mir sehr in die Augen, ich setzte ihn auf und beschloß, darin spazieren zu gehen. Die Mutter bemerkte nichts davon, und ich machte mich mit dem großen Hut, der mir über die Augen fiel, auf den Weg und sah in meinem Stolze nicht, daß ein

mit vier Pferden bespannter Güterwagen auf mich zukam. Schon wurde ich von den Pferden umgeworfen, als eine Frau, die unter der Hausthüre stand, es bemerkte und mich rasch hervorzog, ohne daß es mir Schaden gethan hatte. Die Frau war aber so angegriffen, daß sie, nachdem sie mich kaum gerettet hatte, bewußtlos umsank.

Bald nachher erlitt ich einen Unfall, der noch schlimmere Folgen hätte haben können. Ein böser Knabe, wie es deren nicht nur in Gaildorf gibt, sprang auf der Straße an mir vorüber und warf mich, ich weiß nicht mit Willen, oder aus Versehen, mit einem Stein, der mich gerade unter das Auge traf. Es war ein Wunder, daß das Auge verschont blieb; aber sehr lange behielt ich eine Wunde. Das war gottlob der letzte Schrecken der Art, in den ich meine Eltern versetzte. Ich müßte nur noch erwähnen, daß, als einmal Besuche sich zum Kaffee anmelden ließen und der Vater sich schnell noch rasiren wollte, ich auch den Drang in mir fühlte, mich noch schöner zu machen, das Rasirmesser ergriff und mir einen solchen Schnitt im Gesicht beibrachte, daß alle Vorbereitungen zum Kaffee unterbleiben mußten, und es nur zu thun gab, das Blut zu stillen und die Wunde mit Heftpflaster zu schließen.

Der gräfliche Hof.

Zwei der standesherrlichen Familien, die Grundherren in Gaildorf waren, residirten damals dort; es waren das die Grafen Pückler und Waldeck. Von den ersteren kann ich mich nicht mehr viel erinnern, nur das weiß ich noch, daß die Gräfin eine freundliche schöne Frau war, die

mehrere Knaben, aber nur ein einziges Töchterlein hatte, und daß ich einigemal dort war, um mit diesem zu spielen. Noch einmal durfte ich hin, da lag das Mädchen in einem schwarz behängten Zimmer von Blumen umgeben im Sarg. Daß das Kind einen Ring mit einem blauen Stein am Finger trug und diesen mit in die Gruft nahm, beschäftigte mich sehr.

Mit Graf Waldecks kamen die Eltern viel zusammen. Graf Georg von Waldeck, aus einer Seitenlinie des fürstlich Waldeck-Pyrmontschen Hauses, ein geist- und kenntnißreicher Mann, spielte als Vertreter der standesherrlichen Interessen vor der Bundesversammlung und in den damaligen württembergischen Verfassungswirren eine bedeutende politische Rolle. In Gaildorf schuf er einen kleinen Hof um sich, in welchem aber der Vater sich sehr ungenirt bewegte. Trotz seines Adelstolzes hatte der Graf eine Frau von bürgerlicher Abkunft, Tochter eines Beamten, Namens Wirth, geheirathet. Es war eine sehr feine schöne Dame, mit der er recht glücklich lebte. In die Kirche ging der Graf nie zu Fuß, obgleich das Schloß so nahe bei der Kirche war, daß die vordern Pferde des Viergespanns an der Kirchenthüre standen, wenn der Graf am Schloß seinen Wagen bestieg.

Eine Verwandte des Grafen feierte im gräflichen Schlosse ihre Vermählung mit einem Grafen Gronsfeld. Die meisten Honoratioren des Städtchens wurden zu der Vermählung geladen mit der Vorschrift: „schwarzer Frack, weiße Halsbinde, weiße Weste, kurze Beinkleider.“ Der Vater, der Alles gerne bequem hatte und allen feierlichen Gelegenheiten auswich, war nicht mit solch feiner Toilette versehen. Die Einladung konnte er aber dießmal nicht umgehen. Zum

Glück wurde ein Freund von ihm, der alles Vorschriftmäßige besaß, nicht geladen; dieser mußte ihm aushelfen. Die Mutter gab sich alle Mühe, den Vater schön herauszuputzen, und Alles schien zu gelingen; nur, als er die kurzen Beinkleider anzog, fand es sich, daß es mit den langen Unterbeinkleidern nicht ging, diese mußten noch abgeschnitten werden und das gab wieder einen längeren Aufenthalt, über den der Vater sehr ärgerlich war; denn ihm war es eine große Last, sich lange mit der Toilette befassen zu müssen. Die Gesellschaft war schon einige Zeit versammelt, als der Vater kam. „Mein Gott, Kerner, wo bleiben Sie so lange!“ rief ihm die Gräfin entgegen. „Wenn ich ohne Hosen hätte kommen dürfen, wäre ich schon lange da,“ entgegnete zum Entsetzen der hochgräflichen Versammlung der Vater, den es verdroß, daß er zur Plage hin auch noch Vorwürfe haben sollte.

Die Welzheimer.

Die Welzheimer hatten ihren Arzt nicht vergessen, sie kamen in Krankheiten und andern Nöthen oft zu ihm, besonders aber in einer Sache, die ihnen sehr am Herzen lag und von der größten Wichtigkeit für den ganzen Ort war.

Das Land wurde in verschiedene Kreise eingetheilt und diese wieder in Oberämter, und ihr Städtchen zu einer Oberamtsstadt erhoben zu sehen, das war der höchste Wunsch der Welzheimer Bürger. Die Wage schwankte zwischen Welzheim und Lorch. Es wurden Bittschriften an den König und die betreffenden Behörden abgesandt, die der Vater verfertigte. Sie trugen den Sieg davon

und Welzheim wurde der Sitz eines Oberamtes. Es war ein großer Jubel. Zwölf der angesehensten Bürger Welzheims machten sich als Deputation auf den Weg nach Stuttgart. Sie standen im Schloßhof, jeder mit einem Tannenzweig in der Hand in der Tracht ihrer Gegend: rother Weste mit großen silbernen Knöpfen, einem langen dunkeln Rock und einem großen Dreispitz auf dem Kopfe. Sie wurden beim König gemeldet, der sie mit der Königin aufs Freundlichste empfing. Einer sprach den Dank für Alle aus und überreichte der Königin einen Bund ihres schönsten Flachses. Sie konnten nachher nicht aufhören, von der Huld des Königs und der Königin zu erzählen und, daß der König „meine getreuen Welzheimer“ gesagt habe.

Das war auch mein Stolz, und ich rechne mich noch immer zu den getreuen Welzheimern.

Schaudergeschichte.

Es gab in Gaildorf viele Kretinen und die Kröpfe waren dort, wie ich schon früher sagte, zu Haus; eine alte Person, das „Annesybele“ (Anna Sybille), hatte einen besonders merkwürdigen Hals, der sich, ich weiß nicht durch wie viel, Kröpfe auszeichnete, und oft zeigte der Vater, wenn ärztliche Freunde zu ihm kamen, ihnen diese Abnormität. Besonders interessirte sich Professor Georg Jäger, ein Universitätsfreund des Vaters, der das Naturalienkabinet in Stuttgart unter sich hatte, für diesen Hals. Nun kam eines Tages der Bruder von Annesybele ganz feierlich zum Vater mit einem großen Pack in der Hand. Da der Herr Doktor schon so viel an ihm und seiner Familie gethan

und nie Bezahlung dafür genommen habe, so sei er so frei, ihm eine Erkenntlichkeit dafür zu bringen, seine Schwester sei gestern gestorben und hier bringe er dem Herrn Doktor ihren Kopf, den er sich vom Chirurgen habe abschneiden lassen, weil er wisse, wie sich der Herr Doktor dafür interessirt habe.

Es sei schrecklich anzusehen gewesen, als der liebevolle Bruder den Kopf an den grauen Haaren gepackt und ihn dem Vater hingehalten habe. — Ich habe es gottlob nicht gesehen. Der Vater packte den Kopf in ein Kistchen, um ihn durch den Boten, der wöchentlich einmal nach Stuttgart fuhr, seinem Freund Jäger zu schicken, ohne dem Boten zu sagen, was das Kistchen enthielt. Dieser fuhr arglos mit Annesybeles Kopf nach Stuttgart und lieferte ihn, seinem Auftrage gemäß, an Jäger selbst ab. Letzterer ließ dem Boten ein Glas Wein geben und unterhielt sich mit ihm, bis das Kistchen geöffnet war. Aber welches Entsetzen befiel den Mann, als Jäger Annesybeles Kopf herausbrachte. Als er zurückkam, war sein erster Gang zum Vater: „Wie haben Sie das thun können, Herr Doktor! wenn ich es gewußt hätte, nicht um tausend Gulden hätte ich Annesybeles Kopf mitgenommen, habe ich doch nicht gewußt, warum mein Pferd den Wagen nicht weiter brachte, obwohl ich nicht stark geladen hatte."

Eines sehr freundlichen und gutmüthigen Kretins erinnere ich mich noch, der immer die Sonne aufsuchte und in dieser sitzend ganz glücklich sagte: „die Sonne mag mi, die Sonne hat mi lieb." Der arme Tropf hatte wahrscheinlich sonst nicht viel Liebe zu genießen.

Des Vaters Zimmer.

An dem Christtag, vor dem ich fünf Jahre alt wurde, bekam ich einen kleinen Rocken. Das Spinnen war freilich noch Nebensache, die Hauptsache war, daß unter dem Flachs, der mit einem Band festgehalten wurde, Kraftküchlein und dergleichen gute Sachen versteckt waren; zog man an dem Flachs, so fielen dieselben heraus, was sehr belustigend für mich war.

War der Vater zu Hause, so durfte ich zu ihm auf sein Zimmer; ich kam dann voll Geschäftigkeit mit meinem kleinen Rocken und war besonders glücklich, wenn mich der Vater mit folgendem kleinen Gedicht empfing, das ich aus meinem Gedächtniß hier niederschreibe — ich glaube, es ist von Fouqué, gedruckt konnte ich es nirgends finden:

„Was hör' ich draußen,
Wer klopft an die Thür?
Es ist ein klein Mädchen,
Mariechen ist hier.

Beim Väterchen spinnen,
Das ist ihre Lust;
Ein Liedchen beginnen
Aus fröhlicher Brust.

Der Vater liest fleißig
In Büchern für sich;
Doch blickt er, das weiß ich,
Oft lächelnd auf mich.

Wir Beide, wir waren
Einander so weit,
Durch Kriegesgefahren
Drang Vater zum Streit.

Nun kommt aus dem Getümmel
Er siegreich zurück,
O Vater im Himmel
Hab' Dank für das Glück!"

Der Schluß paßte zwar nicht auf uns, mir gefiel er aber besonders, und ich war sehr gerührt davon.

Während ich dieß niederschreibe, steht das Märchen von „Goldener" vor mir, von all dem Zauber umgeben, in dem es mir damals erschien, als das schönste, was mir der Vater in solchen Stunden erzählte.

Weinsberg.

Der Einzug.

Im November 1818 wurde die Stelle eines Oberamtsarzts in Weinsberg frei. Der Vater meldete sich darum und erhielt sie.

Mir war Alles, was der Umzug nach Weinsberg mit sich brachte, sehr merkwürdig und machte mir Freude. Nur einen Schmerz hatte ich, daß in Weinsberg wohl kein so schönes Dach am Kirchthurm sein werde, wie in Gaildorf. Dieses war immer mein Stolz gewesen, es war mit Zink gedeckt und glänzte in der Sonne wie eitel Silber.

Wenige Tage vor dem Abzug erkrankte eine den Eltern sehr befreundete Frau schwer, so daß der Vater sie nicht verlassen konnte. Es war nichts anderes zu thun, als daß die Mutter mit uns Kindern sich allein auf den Weg machte. Die Wägen mit dem Hausrath waren schon voraus, und man konnte nicht wissen, wie lange die Kranke

den Vater noch nöthig hatte. Einen Vortheil daraus zog das Kätherle, eine schon ältere Person, die auf das Rosele gefolgt war. Wäre der Vater mitgefahren, hätte sie zu dem Kutscher auf den Bock sitzen müssen, so durfte sie zu uns in den Wagen. Aber trotz aller Anstrengung kam sie nicht in denselben hinein und auch innerhalb desselben hätte sie den ganzen Raum allein ausgefüllt; sie hatte, um sich das Packen abzukürzen, alle ihre faltenreichen wollenen Röcke angezogen und sich dadurch einen maßlosen Umfang geschaffen. Erst als sie sich einer Anzahl von Röcken entledigt hatte, konnte das Einsteigen bewerkstelligt werden.

Es war am 19. Januar 1819, als wir unsere Reise nach Weinsberg antraten. Der Tag war sehr kalt, und wir plagten die gute Mutter mit unsrem Jammer über die Kälte. Wir fuhren über Murrhardt und Löwenstein nach Weinsberg. Vor Willsbach kamen uns mehrere Wagen mit Herrn besetzt entgegen, die den Vater feierlich empfangen wollten und den Wagen, in dem nur eine Frau mit Kindern saß, nicht beachteten. Die Mutter dachte sich die Sache wohl, wollte aber die Herrn nicht anrufen, die, obwohl sie den Zweck ihrer Ausfahrt nicht erreichten, nicht weniger vergnügt von Willsbach aus am Abend ohne ihren neuen Oberamtsarzt heimkehrten.

Als wir über Ellhofen hinaus kamen, sahen wir Weinsberg mit der Weibertreu vor uns liegen. Da ging mir zum erstenmal das Verständniß einer schönen Gegend auf und trotzdem, daß es eine Winterlandschaft war, die doch nicht den lieblichsten Eindruck macht, kam ich später nie an dieser Stelle vorüber, ohne mir das Gefühl zu vergegenwärtigen, das damals über mich gekommen war.

In Weinsberg fuhren wir an der Oberamtei vor, wohin

wir auf das Freundlichste eingeladen waren, bis der Vater ankam und wir unsre eigene Wohnung beziehen konnten. Diese befand sich in einem schön gelegenen Haus; aber wir mußten auf demselben Boden mit dem Hausbesitzer und sieben Kindern desselben wohnen, was eine Reihe von Unannehmlichkeiten in der Folge mit sich brachte. Wir hatten zwei größere Zimmer und ein ganz kleines Kabinet, das der Vater zu seinem Arbeitszimmer benützte. Im Parterre war noch eine Kammer, die als Gastzimmer eingerichtet wurde. Alles dieses muß man sich so einfach als möglich denken, nichts war tapezirt und angestrichen, mir kam es aber doch schön vor. Ich habe überhaupt immer das Glück gehabt, Alles, was uns gehörte, für wunderschön zu halten, und dadurch wußte ich auch nichts von Neid gegen Andere. Wenn ich jetzt zurückdenke, welche unbedeutende Gegenstände ich bewunderte und stolz darauf war, so sehe ich erst recht, welch ein glückliches Kind ich auch in dieser Hinsicht war.

Aerztliches Wirken in Weinsberg.

Den Eltern und besonders dem Vater wurde es nicht ganz so leicht, sich in Weinsberg anzugewöhnen. Außer der schönen Lage des Städtchens bot es nichts weiter, als jedes Weingärtnerdorf. Erst mit der Zeit wurde es durch seine Bemühungen sehr gehoben.

Als Arzt mußte er aber gleich in manchfachen Verkehr mit den Einwohnern treten, und sobald man seine Hülfe in Anspruch nahm, war er nicht nur der Arzt, sondern auch der herzliche, theilnehmende Freund. Wenn man ihn

Morgens bei seinen Gängen durch das Städtchen mit den Augen begleitete und sah, wie aus jedem Haus ihm ein Gruß zugerufen wurde, wie mancher Vorübergehende ihn anhielt, um mit ihm zu reden, und wie besonders die Kinder ihm entgegensprangen, konnte man sich von dem herzlichen Verhältniß, in welchem er mit Jedermann stand, überzeugen.

Wie manche ärmliche Hütte hätte von Trost und Rath erzählen können, die er in sie trug; wie manche arme Hausfrau klagte ihm ihre Noth und er ging von ihr fort mit der Weisung: „Gehet zu meiner Frau, die wird schon wissen, wie zu helfen ist.“

Wie es aber schon zu Anfang seiner Praxis bei ihm war, so blieb es auch immer. Er hatte unbeschreiblich zu leiden, wenn er einen gefährlichen Kranken hatte, und die Sorge darüber ließ ihn Tag und Nacht nicht ruhen, er blieb oft lieber die ganze Nacht bei diesem, als daß er sich zu Hause schlaflos abquälte.

Die Anwesenheit der liebsten Freunde konnte ihm die Sorge nicht abnehmen, und er war ruhelos, bis er wieder bei dem Kranken war, wo sein Erscheinen als die größte Wohlthat begrüßt wurde.

Am Krankenbett war er der ruhige besonnene Arzt; da saß er, das Kinn gedankenvoll auf seinen Stock gestützt, und sah den Kranken mit seinen wunderbaren Augen an, aus welchen schon Mancher neue Hoffnung schöpfte.

Ein alter Weingärtner sagte einmal: „Wie der Johannes saß er an meinem Bett.“

Das wurde ihm oft zur weiteren Qual, daß er so klar die Unzulänglichkeit des ärztlichen Wissens einsah, deßhalb zog er auch oft, nur allzubescheiden, alles eigene Verdienst in Abrede.

In seiner ärztlichen Praxis hatte er viele traurige Erfahrungen mit Vergiftungen durch verdorbene Würste gemacht. Er stellte genaue Forschungen darüber an und machte mit dem Gifte Versuche an Hunden, Katzen, Kaninchen und Vögeln, was ein großer Jammer für mich war.

Ich hatte das größte Mitleiden mit den armen Thieren und erinnere mich noch besonders zweier kleiner Hunde, die, als der Vater ihnen das Gift eingießen wollte, sich auf die Hinterfüße stellten und ihn ganz kläglich ansahen; ich war dabei und ließ nicht mit Bitten nach, bis der Vater sie wieder frei gab. Er hatte wohl selbst eben so großes Mitleiden mit den Thieren, wie ich, aber der Wissenschaft zu lieb wollte er es thun. Er schrieb darüber an Karl Mayer im Juli 1821: „Ich lebe diesen ganzen Vice-Sommer unter nichts als Katzen, Eulen, Raben und Gift."

Neue Bekannte.

Besuche kamen schon damals viele, und auch hier war trotz des so beschränkten Raumes Platz für Alle. Zweier hervorragender Männer erinnere ich mich noch genau, die zu gleicher Zeit bei uns waren. Achim von Arnim, der Herausgeber von des Knaben Wunderhorn, und der Nationalökonom List. Diese beiden in ihrer Richtung so verschiedene Männer kamen in heftigen Streit mit einander, über was, weiß ich nicht. Sie fuhren mit dem Vater über Land in seinem Einspänner; der Vater kutschirte selbst, und während der ganzen Fahrt setzten sie den Streit fort; auf dem Rückzug brach ein heftiges Gewitter aus, der Vater mußte sich auch in den halbbedeckten Wagen

flüchten; da war nicht anders zu helfen, als daß von den Gegnern einer dem andern auf den Schooß sitzen mußte, und so fuhren sie zur großen Freude des Vaters nach Haus und der Streit hatte ein Ende.

Beim Vater war es immer so, daß Männer von ganz entgegengesetzter Richtung sich friedlich vertrugen, bei ihm hörte jeder Streit auf, er wußte mit seiner Herzensgüte und seinem Humor Alle zu entwaffnen.

In Heilbronn hielt sich längere Zeit ein russischer Naturforscher Parrot auf. Dieser kam beinahe jeden Abend zu uns. Es war eine innige Freundschaft zwischen den Eltern und ihm und wir Kinder hingen mit der größten Zärtlichkeit an ihm. An einem Abend nahm er überaus bewegt von uns Allen Abschied, den andern Morgen brachte der Thorwart ein Packet, das ein Herr ihm aus dem Postwagen, der in der Nacht durchfuhr, für uns gegeben habe. In dem Packet war ein Brief für den Vater, ein Buch für mich und Soldaten für Theobald.

Parrot schrieb, daß es ihm den Abend vorher nicht möglich gewesen sei, zu sagen, daß er für immer gehe, wir sollten ihn nicht vergessen.

Wir vergaßen ihn auch nicht. Sein Gehen war uns noch lange ein Schmerz. Es kamen noch öfters Briefe von ihm an den Vater, auch in der Zeitung las man, daß er sich als Naturforscher einen Namen erworben habe! Und als man uns erzählte, daß er den Ararat bestiegen habe, von dem ich wußte, daß die Sage geht, daß auf seiner Spitze noch ein Stück der Arche zu sehen sei, war ich äußerst stolz auf unsern russischen Freund. Er starb, so viel mir bekannt, im Jahre 1841.

Ein Besuch des Grafen Waldeck war die Veranlassung zu einem komischen Vorfall. Da der Graf ganz unerwartet kam, hatte die Mutter zu thun, um noch ein Abendessen zu richten.

Theobald, sonst ein unruhiger Knabe, hatte sich in einer Ecke der Küche niedergelassen und war zum Verwundern ruhig. Da aber seine Ruhe unter diesen Umständen eine Wohlthat war, so nahm sich die Mutter nicht Zeit, nach ihm zu sehen. Später kam er in das Zimmer, wo der Vater sich mit dem Grafen unterhielt; er hatte sein rothes gesticktes Röckchen an, das ohnehin nicht faltenreich war, aber jetzt war es sehr ausgespannt und Theobald hatte eine Unform, die schauerlich war. Der Vater sprang in der größten Bestürzung auf, stellte ihn auf den Tisch und fing an, ihn zu untersuchen, er glaubte vielleicht, Theobald sei plötzlich wassersüchtig geworden. Alles kam in Alarm, bis es sich herausstellte, daß er so lange neben einem Hafen gesottener Kartoffeln, den die Magd auf den Boden gestellt hatte, sitzen geblieben war, bis er alle samt der Schale aufgegessen hatte. Der Vater beruhigte sich über die Wassersucht und am andern Morgen hatte das rothe Röckchen wieder die gehörigen Falten.

Aus dem Familienleben.

Einiges von Theobald.

Erst vier Jahre war Theobald alt, als die Eltern an einem Nachmittag nach Heilbronn fuhren.

Wir Kinder sollten dießmal bei der Magd zu Hause bleiben. Auf einmal war Theobald verschwunden und zum großen Jammer der Magd nirgends zu finden. Die Eltern hatten an einem Wirthshaus vor der Stadt auf dem Weg nach Weinsberg ihr Gefährt stehen und als sie Abends einsteigen wollten, lag der Theobald im Wagen und schlief fest. Er war ganz allein die Stunde Wegs nach Heilbronn gegangen.

Wir durften oft mit den Eltern dorthin zu lieben Freunden, was uns jedesmal ein großes Fest war. Das Schönste davon war aber Abends die Heimfahrt, wo wir Beide auf dem Boden der Chaise zu den Füßen der Eltern sitzen durften. Das Spritzleder war heraufgezogen; wir erzählten uns Geschichten und schliefen bald ein, meistens erwachten wir am Weinsberger Thor und am Aufschließen desselben. Wie gerne wären wir so die Nacht hindurch gefahren.

Damals war Weinsberg noch ganz von Mauern umgeben und die Thore wurden mit Einbruch der Nacht geschlossen.

Fünf Jahre mochte Theobald alt gewesen sein, als er sich auf der Straße den Arm aus einander fiel. Statt mit Jammern zu seiner Mutter zu laufen, ging er allein zu dem ihm wohlbekannten Wundarzt, und dieser brachte ihn mit dem eingerichteten festumwickelten Arm den Eltern zurück.

Wenn Theobald hinfiel, that er, als liege er mit allem Willen auf dem Boden und wolle etwas in den Sand schreiben. Er ließ sich nie einen Schmerz anmerken. Wahrscheinlich durch des Vaters Untersuchungen bei den Thieren angeregt, machten auch wir häufig chemische Versuche; Rosenblätter, Salz, Räucherkerzchen, überhaupt Alles, was wir bekommen konnten, mischten wir zusammen, kein Arzneirest war vor uns sicher. Wie freuten wir uns, hatten wir eine solche Mischung veranstaltet, auf den nächsten Tag, denn wir glaubten bestimmt, über Nacht habe sich dieselbe in etwas ganz Wunderbares verwandelt. Einmal ließen wir der Mutter keine Ruhe, bis sie uns eine kleine Flasche mit Wein füllte; die trugen wir in den Wald, begruben sie unter einen Ameisenhaufen und meinten, wenn wir sie nach einiger Zeit holten, würden wir etwas ganz Besonderes haben. Leider fanden wir sie aber gar nicht mehr vor, als wir danach suchten.

Onkel Kerner in Stuttgart.

Sehr schön war es auch, wenn wir mit den Eltern nach Stuttgart durften. Schon das Aufstehen in der Nacht

— man reiste schon Morgens um drei Uhr ab, meistens mit dem alten Rappen, der stets noch treue Dienste leistete — das Frühstück bei Licht, wie gut der Wecken von dem Tag vorher dabei schmeckte! das Fahren in den Tag hinein, dann das Mittagessen in der Post zu Besigheim, und vollends, wenn man am Stuttgarter Königsthor halten mußte, die Wache heraustrat und nach dem Namen, wo man herkomme, was man in Stuttgart zu thun habe und wo man logire, gefragt wurde, das Alles war mir sehr wichtig.

Wenn wir dann zum Onkel Geheimerath, Freiherr Karl von Kerner, dem ältesten Bruder meines Vaters, kamen, in das schöne große Haus, von ihm, der Tante und der lieben Cousine Lina, die mir immer das Ideal von Schönheit war, so herzlich bewillkommt, da war ich ganz stolz, besonders auch auf Onkels viele Orden und wie vornehm und schön er aussah. Später erzählte er mir oft von Rußland, dem Uebergang über die Beresina und von seiner Heimkehr; wie er, der früher so kräftige Mann, nur noch mühsam am Stocke habe gehen können und wie er jahrelang von den Schneefeldern und den grausenhaften Scenen darauf geträumt habe. Von Thorn aus, wo sich die wenigen noch überlebenden Württemberger sammelten, sollte ein höherer Officier den anderen voraus nach Stuttgart, um König Friedrich ihre Ankunft zu melden. Wenn gleich selbst kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, übernahm Generalmajor von Kerner doch diesen Auftrag. Wie nun der früher so kräftige, noch junge Mann gleich einem Greise gebückt am Stock gehend und abgezehrt vor den König trat, fuhr dieser heftig auf: „Warum kommen Sie, eine solche Jammergestalt, und kein Anderer?“ Als aber der General

darauf erwiederte: „Majestät, Sie sehen hier den kräftigsten von den Wenigen, die zurückkehren, vor sich," da brach der König in lautes Weinen aus.

Das Bild seines Kindes, das er in einem Etui auf dem Herzen trug, rettete ihm das Leben, indem eine Kugel an demselben abprallte. Er kam trotz seiner Tapferkeit aus so vielen Schlachten unverwundet zurück, doch war durch den russischen Feldzug auf lange Zeit sein Körper so geschwächt, daß er aus dem Kriegsdienste trat. Von König Friedrich zum Staatsrath und Chef des Berg- und Hüttenwesens ernannt, widmete er sich ausschließlich der Leitung der Eisenwerke des Staates und brachte dieselben zu einer bis dahin nie gekannten Blüthe.

Seine Wirksamkeit als Chef des Berg- und Hüttenwesens wurde zwar in dem für die vaterländische Staatsorganisation so wichtigen Jahre 1817 dadurch beschränkt, daß er in den k. Geheimerath und zur provisorischen Leitung des Ministeriums des Innern berufen wurde. Doch bald kehrte er wieder zu dem seinen Lieblingsneigungen entsprechenden engeren Kreise seiner früheren Thätigkeit zurück.

Er war ein durch seine Leistungen um das Vaterland hochverdienter Mann, ein frommer Christ, ausgezeichnet durch Herzensgüte und Reinheit des Charakters. Er starb am 12. April 1840 in Stuttgart.

Ausführliches ist über ihn in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" zu lesen. [1]

[1] Er hinterließ keine männliche Nachkommenschaft, seine einzige Tochter Lina ist vermählt mit dem königl. württembergischen Generallieutenant von Baur-Breitenfeld in Ludwigsburg.

Hausbau.

Drei Jahre hielten die Eltern in ihrer ersten Wohnung in Weinsberg aus, länger war es nicht mehr möglich. Die Frau des Hausbesitzers war von einer zügellosen Heftigkeit, und die Kinder, zum Theil schon erwachsen, betrugen sich auf das ungezogenste. Für uns Kinder konnte der Umgang mit den jüngeren Kindern auch nicht von Nutzen sein. Eine andere Wohnung war nicht zu finden. Nur einmal zeigte sich Aussicht dazu. Im Dekanatshause war das Parterre unbewohnt, und mit nur geringen Kosten hätte man dasselbe zu einer Wohnung einrichten können. Die Eltern besprachen sich mit dem alten Herrn Dekan, der auch eine große Freude äußerte, „so liebe Hausgenossen“ zu bekommen. Die Domänenkammer hatte die Erlaubniß zur Benützung der Wohnung zu ertheilen, und zur großen Freude der Eltern traf diese auch ein.

Wir waren glückselig darüber. Ich hatte gerade vorher in der Schule das Lied: „Sollt es gleich bisweilen scheinen ꝛc.“ auswendig gelernt, und ich erinnere mich noch, wie ich es nach der erhaltenen Nachricht hersagte, als ob es allein für uns gemacht wäre. Die Mutter ging zum Herrn Dekan, um ihm gleich die frohe Nachricht zu bringen. Wie erstaunte sie aber, als dieser sie ganz zornig anfuhr: „Ich protestire dagegen!“ — „Aber Herr Dekan, Sie äußerten ja selbst eine Freude darüber,“ meinte die Mutter. „Drum glaubte ich, es ließe sich nicht machen,“ war die Entgegnung.

Auf dieses hin beschlossen die Eltern, ein eigenes Haus zu bauen; wenn auch noch so klein und bescheiden, war es doch besser, als sich noch länger in der Miethe zu plagen. Die Gemeinde Weinsberg schenkte hiezu dem Vater, zugleich

mit dem Bürgerrecht, den an der nordöstlichen Ecke der Stadt an der Straße nach Oehringen gelegenen Theil des früheren Stadtgrabens und im Jahre 1822 wurde auf diesem Platze das Haus durch Werkmeister Hildt von Weinsberg erbaut.

Hildts, der uns freundschaftlich nahe gekommen, möchte ich in Folgendem noch besonders gedenken.

Ein Steinhauergeselle aus Oppelspohm, entzog sich Hildt zur Zeit der napoleonischen Kriege der Militärpflicht und begab sich nach Norddeutschland. In Hanau wurde er für einen Spion gehalten, gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Mit Noth entkam er der Vollziehung dieses Urtheils, kehrte in das Vaterland zurück, fing sein Steinhauergeschäft in Weinsberg an und verlobte sich dort mit der Tochter eines angesehenen Bürgers. Von neidischen Handwerksgenossen als Fahnflüchtiger denunzirt, wurde er zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Während der Erstehung seiner Strafe wurde er von einem höheren Officier bei der Verfertigung einer Zeichnung überrascht, welche von ungewöhnlichem Talent zeugte. In Folge dessen wurde er auf Verwendung jenes Officiers noch vor Ablauf seiner Strafzeit begnadigt. Er kehrte nach Weinsberg zurück und betrieb sein Geschäft auf eine Weise, die ihn in der Folge zu einem der vermöglichsten Einwohner machte. Seinen Feinden, die ihn verrathen hatten, stand er als ein edler Mann später hülfreich bei.

Es ging nun eine schöne Zeit für uns Kinder an. Wir kamen kaum vom Bauplatz hinweg. Sobald die Schule vorüber war, glaubten wir uns dort sehr nöthig; Theobald hatte einen kleinen Hammer und Meißel bekommen, sowie einen Arbeitsschurz, da stand er nun wie ein wirklicher Steinhauer und ließ es sich recht sauer werden. Als der

Keller gegraben wurde, wartete ich immer auf große Schätze und Alterthümer, die zu Tage kommen sollten, aber damit war es nichts. Endlich war der Keller gewölbt und der Grundstein wurde gelegt. Dieser wurde soweit ausgehauen, daß eine Glasröhre Platz darin fand, in welche ein Pergamentblatt kam, auf dem geschrieben stand:

„Dieses Haus ward mit Gott erbaut von Justinus Kerner dem Arzte, der auch Lieder sang, und seiner Hausfrau Friederike im Jahre Eintausendachthundertzwanzig und zwei. Zur Zeit, wo des Himmels Gestirne wärmend wie kaum je niederschauten auf Berg und Thal, aber Europa's Herrscher, abgewandt von dem Himmel, kalt stunden und zuschauten dem teuflischen Morde von Hellas."

Das Rohr wurde, mit noch verschiedenen Münzen, von Theobald in den Stein gelegt und darauf weiter gebaut. Bald wurde das Haus aufgeschlagen und, als dieß fertig war, ein großer Tannenbaum auf das Dach gesteckt, an dem bunte Schleifen und Taschentücher lustig im Winde flatterten. Ein Zimmermann stand hoch oben neben dem Tannenbaum und sprach mit lauter Stimme zu der versammelten Menge den Zimmerspruch von Uhland:

Das neue Haus ist aufgericht't,
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein.
Drum rufen wir zum Meister der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus;
Zu oberst woll' er gut Gedeihn

In die Kornböden uns verleihn,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In den Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unseligs komm' herein
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauret aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Er trank auf die Gesundheit des Königs, der Eltern, des Baumeisters ꝛc. Dann schleuderte er nach alter Sitte das Glas von oben herab auf die Erde. Dasselbe fiel unversehrt zu den Füßen eines Knaben, der es sorgsam aufhob. Dieser Knabe war mein künftiger Gatte, Emil Niethammer.

An dem Haus wurde, für die damalige Zeit, sehr schnell gebaut, schon Anfang November bezogen wir dasselbe. Die Eltern waren sehr glücklich, nach langer Plage und Einschränkung besaßen sie nun ein Eigenthum. Es war ein bescheidenes, kleines Haus, aber die Liebe und der Frieden hatten Besitz davon genommen.

Das Haus hatte im Parterre ein Zimmer, welches als Fremdenzimmer benützt wurde, auch der Stall für das Pferd war im unteren Raume. Im ersten Stock befanden sich vier nicht große Zimmer und die Küche, alles freundlich und hell, unter dem Dach nur noch die Magdkammer und der Bühnenraum. Zum erstenmal wohnten wir jetzt auch in tapezierten Zimmern, und die Tapete des Wohnzimmers war unser Entzücken: sie stellte eine schöne morgen-

ländische Landschaft dar; man sah schlanke Minarets und eine Stadt, dann kam wieder ein langer Karawanenzug mit beladenen Kameelen, auf welchen verhüllte Frauen saßen, und Reiter auf flinken Pferden zogen daher. Weiterhin hatte sich ein Zug unter Palmbäume gelagert, da saßen Männer mit langen Pfeifen, vor welchen getanzt und erzählt wurde, alles in schönster Gruppirung. Wir konnten uns aus dieser Tapete die herzlichsten Märchen herauslesen.

Die größte Freude machte es uns, wenn ein Putztag kam, denn dann wurden die Bilder von der Wand genommen und die Möbel weggerückt und wir konnten alles im schönsten Zusammenhang sehen. Diese Tapeten hatten dabei noch die gute Eigenschaft, so dauerhaft zu sein, daß noch meine Kinder sich Geschichten aus denselben erzählen konnten.

Der Garten.

Neben und hinter dem Haus, bis zur Stadtmauer, war noch Platz zu einem Garten. Dieser wurde im darauf folgenden Frühjahr angelegt. Es wurden Bäume gepflanzt und die Rabatten mit Blumen ausgesteckt, deren Aufblühen wir kaum erwarten konnten.

Der Vater war besonders geschickt, Plätze zu entdecken und anzulegen, wo man allein, andere wieder, wo man in Gesellschaft sitzen konnte. Der Garten hatte eine Terrasse und wurde eingetheilt in den oberen und in den unteren Garten. Im oberen Garten wurde ein Laubgang angelegt, zuerst mit schnell wachsendem und bald Schatten gebendem Gesträuch bepflanzt; daneben wurden aber Reben gesetzt, die uns später noch besseren Schatten und köstliche

Trauben brachten. Dort wurde Sommers meistens zu Mittag gespeist. Auch am Haus hinauf wurden Reben gezogen, von welchen es bald ganz umwachsen war. Für jede Tageszeit war wieder ein besonders angenehmer Platz vorhanden. Wir waren mehr im Garten als im Haus und führten ein wunderschönes Leben. Ich sehe den Garten noch vor mir, wie er damals war, mit seinen vielen Blumen, Rittersporn, Schneeballen, Balsaminen, Levkoyen und Postknechten, Theobalds Lieblingsblumen. Von allen diesen Blumen sehe und rieche ich keine, ohne daß der Garten in seiner ganzen Pracht von damals vor mir steht. Die meisten derselben sind jetzt aus der Mode, aber mir noch die liebsten durch die Erinnerung. In der Mitte des unteren Gartens stand eine Kugelakazie, damals war die Form derselben, wenigstens in Weinsberg, etwas ganz Neues, und als der Baum an einem Sonntag Morgen vollends in der schönsten Blüthe prangte, blieb Alles stehen, um ihn zu bewundern. Der Vater hatte ihn noch spät Abends mit Feuerlilien besteckt, eine Verschönerung, an der er selbst die größte Freude hatte und die er in der Folge noch öfter wiederholte, selbst als der Betrug längst entdeckt war.

Unser Schwesterchen Emma.

Als wir kaum das neue Haus bezogen hatten, wurden wir, am 16. November, durch die Ankunft eines kleinen Schwesterleins erfreut, ein zierliches Mädchen mit großen Augen und langen schwarzen Haaren. Wie ein Blümlein blühte die kleine Emma zu unser aller Freude auf und nun konnte der Vater singen:

. . . Was kaum ich sah in Träumen,
Bildete sich wirklich aus!
An dem Berg der Frauentreue
Stehet unter grünen Bäumen
Freundlich unser kleines Haus,
Und geliebter Kinder dreie
Hüpfen fröhlich ein und aus.

Theobald ging nun längst in die Schule. Der alte Lehrer für kleine Knaben, der wahrscheinlich des Unterrichtens müde war, schaffte sich oft dadurch Ruhe, daß er, mit dem Stock auf den Tisch schlagend, commandirte: „Jetzt wird geschlafen.“ Da mußten die Kinder den Kopf auf den Tisch legen und so eine Stunde zubringen. Nach dieser höchst eigenthümlichen und bequemen Weise wurde der ganze Unterricht in dieser Schule betrieben. Deßhalb umging man bei Theobald die Knabenschule und ließ ihn in die der Mädchen gehen, und von dort kam er schon in seinem sechsten Jahre in die Lateinschule. Viel Selbstbewußtsein gab ihm das Lernen, denn gleich am ersten Tag, an dem er in die Schule ging, rief er einem Knaben, der dieselbe noch nicht besuchte, vom Fenster aus zu: „du Nichtskönner“. In der lateinischen Schule mußte er sehr viel lernen, seine Zeit war so ausgefüllt, daß er immer behauptete, nur in den Ferien habe er Zeit zu wachsen, deßhalb bleibe er auch so klein.

Onkel Ehmann.

Einen großen Theil unserer Jugendfreuden hatten wir unserem Onkel Ehmann in Oehringen zu danken. Einen

liebevolleren Onkel konnte es nicht geben; Sommers, wie Winters, mit wenigen Ausnahmen, kam er jeden Sonntag Morgen die vier Stunden Wegs von Oehringen her zu uns gefahren. Wie oft sprangen wir die „Holdergasse“ hinunter ihm entgegen und waren glücklich, wenn wir die „Schecken“ sahen und dann zu ihm in die Droschke steigen durften. Es war ein offenes Gefährt ohne Dach, wir konnten nur so hineinspringen. Zuerst kamen dann aus seiner Tasche Laugenbretzeln, die in Oehringen besonders gut gebacken wurden, auch oft ein Laib im Haus gebackenen Brodes, das uns besser schmeckte, als jedes andere. Er wußte uns immer viel zu erzählen und war voll herzlicher Zärtlichkeit mit uns. Wir durften viel bei ihm in Oehringen sein und hatten ein ungezwungenes lustiges Leben in seinem Haus und Garten. Zwölf Kinder starben ihm in frühester Jugend und er war doch ein solch' großer Kinderfreund. Erst das dreizehnte Kind, eine Tochter, blieb ihm erhalten, die ihren Vater aber bald verlor. Ich muß oft mit Wehmuth daran denken, wie viel von seiner Liebe wir genoßen und wie wenig seinem eigenen Kinde davon zu Theil werden konnte.

Dem Vater fehlte es noch mehr als uns, wenn einmal der Besuch seines Schwagers ausfiel. Die beiden waren sehr verschiedene Naturen, der Onkel durchaus nicht dichterisch angelegt, war lebenslustig und jovial, und hielt viel auf sein Aeußeres. Er war kein großer aber ein starker Mann, dem die Herzensgüte aus den Augen sah. Seine breite goldene Kette und der schön gestrickte Tabaksbeutel mit einer Rosenguirlande von Perlen, den er meistens im Knopfloch trug, machten einen bleibenden Eindruck auf mich.

Trotz vieler Gegensätze in Temperament und Gewohnheiten waren mein Vater und der Onkel die innigsten Freunde und es ist mir besonders rührend, wenn ich daran denke, wie jede Ehre und Auszeichnung, die dem Vater zu Theil wurde und welche dieser mit der größten Ruhe hinnahm, den Onkel mit Stolz für seinen Freund erfüllte. Die meisten Besuche, die wir bekamen, mußte man dem guten Onkel bringen, dessen Gastfreundschaft keine Grenzen kannte. Besonders war Lenau ein fleißiger Gast in seinem Hause und von einem solchen Besuche schreibt sich dessen Gedicht her:

„Auf ein Faß zu Oehringen“.

Der Onkel war ein eifriger Raucher und hielt sich immer schöne Meerschaumköpfe, die seinen Stolz bildeten, wenn sie schön angeraucht waren. Ein gemeinschaftlicher Bekannter von ihm und dem Vater, der Amtmann von Maienfels, rühmte sich indessen, ein noch größerer Meister im Anrauchen derselben zu sein. An einem Geburtstag des Amtmanns wurden Onkel Ehmann und der Vater in das Amthaus eingeladen, Theobald und ich durften auch mit. Als die Herren nach Tisch gemüthlich beisammen saßen, brachte der Amtmann mit großer Feierlichkeit das schönste Exemplar eines von ihm kunstgerecht angerauchten Meerschaumkopfes herbei. Der Onkel als Kenner war ganz erstaunt ob seiner Schönheit, und lange bildete dieselbe das Thema der Unterhaltung der beiden Herren.

Theobald war gerade in der unseligen Periode, in die jeder Knabe mehr oder weniger kommt, an geeignete oder ungeeignete Stellen seinen Namen zu kritzeln. Ohne den Werth des unterdessen auf die Seite gelegten Kopfes zu kennen, überhaupt ohne etwas zu denken, nahm er einen

Nagel, der ihm zufällig zur Hand lag, und kritzelte so deutlich und tief er konnte „Theobald Kerner" auf den Kopf. Erst an der allgemeinen Entrüstung über seine That kam er zum Bewußtsein darüber, was er angestellt habe.

Die Geburtstagsfeier endete betrübt, denn alle waren über Theobalds Unthat verstimmt. Der liebe Onkel suchte dieselbe zwar später gut zu machen durch einen ähnlichen Meerschaumkopf, aber der selbst angerauchte war durch nichts mehr zu ersetzen.

Verwandtenwohlthaten.

Zur großen Freude wurden uns auch stets die Besuche von Onkel und Tante Kerner mit der Cousine Lina; der Vater war immer voll Glück, den Bruder, mit dem er aufs Innigste verbunden war, bei sich zu haben. Es kam im Leben dieser beiden Männer nichts vor, was sie einander nicht mittheilten, und waren sie getrennt, so schrieben sie sich täglich. Die Tante, eine geistreiche Frau, war der Mutter treue Freundin und Lina mir eine Gespielin, an der ich hinaufsah. Wenn sie länger bei uns auf Besuch waren, machten wir öfter Ausflüge in die Umgegend, so einmal auf den Stocksberg, einen Aussichtspunkt bei Löwenstein, von welchem aus man eine Fernsicht bis zur Alb hat. Wir fuhren am Vormittage theils in Onkels Wagen theils in unserem Einspänner bis zum Dorf Stocksberg. Dort ließen wir Pferde und Wagen zurück und erstiegen den Berg. Müde und erschöpft kamen wir oben an. Einigen Mundvorrath hatten wir mitgenommen, das noch Fehlende hofften wir, wie schon öfter, von den auf

dem Berge wohnenden Leuten haben zu können. Zu unserem Schrecken fanden wir aber das unverschlossene Haus von allen Bewohnern verlassen. Da auf deren baldige Zurückkunft nicht wohl zu rechnen war, so schritt die Mutter nach kurzem Besinnen thätig ein. Es wurde auf dem Herd ein Feuer angezündet, in der Speisekammer fanden sich Mehl, Eier, Milch und Schmalz, davon wurden von der Mutter köstliche Pfannkuchen gebacken, im Garten brachen wir Gurken; Schinken und Wein hatten wir mitgebracht, ein Laib Brod lag in der Tischlade. Tisch und Stühle wurden unter die Bäume vor dem Hause gestellt, und bald genossen wir, Angesichts der herrlichsten Aussicht, das vortrefflichste Mittagsmahl. Nach vollendeter Mahlzeit wurde wieder Alles an Ort und Stelle gebracht, und zu dem übrig gebliebenen Brod in die Tischlade eine reichliche Entschädigung für die verbrauchten Vorräthe gelegt. Noch lange gedachten wir mit großer Freude unserer Fahrt auf den Stocksberg und unseres Mittagsmahles daselbst und malten uns die Ueberraschung der Hausbewohner bei ihrer Heimkehr aus. Die Mutter schrieb in Erinnerung daran in das Stammbuch von Lina Kerner:

Glaube stets, mein liebes Kind,
Daß nicht alle Wege eben,
Daß die meisten hier im Leben
Wege auf den Stocksberg sind.

Aber bleibt in dir fortan,
Was dir Gott so reich beschieden,
Unschuld und des Himmels Frieden,
Gehst du leicht die rauh'ste Bahn.

Gegen uns Kinder war Onkel Kerner außerordentlich liebreich. Theobald, an dem er eine besondere Freude hatte, nannte er „Lindelus Pfeuzle, Ritter vom Vögelesgroschen." Wodurch Theobald sich diesen Namen und sein Ritterthum errungen hatte, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Mich hieß er das Käuzle. Das kam daher:

Der Vater einer unserer Bekannten war gestorben. Ich ging in Gesellschaft von zwei älteren Freundinnen mit dem Leichenzug auf den Kirchhof. Da ich mich keiner Unterlassung schuldig machen wollte, frug ich die eine meiner Freundinnen: „Marie, weinst du?" Diese erwiederte: „Ich will das Hannele fragen." Hannele erwiederte: „Das werden wir wohl thun müssen, die Louise (die Tochter der Verstorbenen) könnte es sonst übel nehmen." Ich faßte auf dieses hin den festen Vorsatz, zu weinen, aber als Marie sagte: „du, jetzt weinen wir," wollten trotz meines Bestrebens durchaus keine Thränen fließen. Auf meine Klagen: „Ich kann aber nicht weinen" gab mir Marie den Rath: „so mache doch deine Finger naß." Zu diesem Hilfsmittel mochte ich aber nicht greifen, und so kam ich im Bewußtsein, meine Pflicht nicht erfüllt zu haben, sehr niedergeschlagen nach Haus, wo ich meine Noth kläglich erzählte. Von da an erhielt ich von dem Onkel den Namen „Käuzle", und so oft ich zu ihm kam, empfing er mich mit: „Marie, weinst du?"

Viele Freude hatten wir auch durch die Nähe von Onkel und Tante Steinbeis, die immer noch in Ilsfeld waren. Wir konnten bald den schönen Weg zu ihnen zu Fuß zurücklegen. Er führte größtentheils durch den Wald am Jägerhaus mit seinen großen Steinbrüchen vorüber. Ich hatte dort vier Cousinen und zwei Vettern. Wir

liebten uns wie Geschwister. Immer werden mir Onkel und Tante und die schönen Tage, die ich bei ihnen verleben durfte, in dankbarer Erinnerung bleiben.

Dem Vater war der Umgang mit dem geistreichen Schwager ein hoher Genuß, und er blieb stets in innigster geistiger Verbindung mit ihm.

Kleine Ausflüge.

In unserer freien Zeit durften wir manchmal mit dem Vater über Land fahren, und da kamen wir in sehr liebe Pfarrhäuser. Wie glücklich waren wir, wenn wir nach Sülzbach durften. Da war ein alter Pfarrer, dem seine Schwester Haus hielt, ein sanfter, freundlicher Mann, den man nur den Thalonkel nannte. Jedes ging gerne zu ihm und fühlte sich behaglich dort. Ich sehe den alten Mann noch, wie freundlich er einem die Hand zum Willkomm entgegen streckte, und wie mitleidig ich dabei auf die linke blickte, denn diese war, meiner Meinung nach, verdorrt; ich weiß nicht, was an der Hand war, aber ich stellte mir so die verdorrte Hand des Mannes im Evangelium vor, sie war ganz welk und eingeschrumpft. In dem Sulzbacher Pfarrhaus gab man uns das Recht, in den Hühnerstall zu gehen und alle Eier, die wir fanden, für uns zu nehmen. Eines mußten wir im Nest liegen lassen, damit das Huhn nicht davon weg gehe. Haselnüsse gab es prächtige dort und einen ganz absonderlichen Nußknacker dazu. Wir saßen da manche Stunde vergnügt an dem Tisch, der in der Ecke des Zimmers stand. Hinter ihm waren an der Wand auf zwei Seiten Bänke, ein

Lehnsessel für den alten Pfarrer stand hinter dem großen Ofen, ein Sopha war nicht vorhanden. Oft wanderten Theobald und ich das schöne Wiesenthal hin allein zu dem lieben Herrn, wenn wir ihm irgend eine Botschaft vom Vater, oder ein Buch zu bringen hatten. Das waren schöne Gänge, bei welchen wir reichliche Unterhaltung fanden durch die Blumen, Steine und alle möglichen Merkwürdigkeiten, die uns aufstießen. Die Stunde, die wir zu gehen hatten, dehnte sich oft über das Doppelte aus, und es war gut, daß die Mutter nicht leicht Angst um uns bekam, wir kamen oft erst in tiefer Dämmerung nach Hause.

Im Sommer machte ich mich oft in der Frühe auf den Weg, um den Tag im Steinsfelder Pfarrhaus zuzubringen. Die Frau Pfarrerin war eine entfernte Verwandte der Mutter, und ein Töchterlein von ihr war im gleichen Alter mit mir. Der Weg dorthin ging zuerst über Wiesen, einem Bächlein entlang, wo besonders viele Libellen waren, dann das sogenannte Katzensteigle hinauf. Oben angekommen, setzte ich mich meistens nieder und erfreute mich an der schönen Aussicht. In Steinsfeld ist ein Schloß mit einem damals wunderschönen Garten. Dasselbe wurde von einer Frau von G. bewohnt. Im Schloßgarten war ich mit meiner Freundin oft, wenn aber die Edelfrau im Garten saß, zogen wir uns zurück. Wir sahen sie von weitem, eine kleine, etwas verwachsene Frau mit einem feinen blassen Gesicht, ganz in Spitzen und Seide gehüllt; wir hatten großen Respekt vor ihr, sie kam uns gar so vornehm vor. Mit ihrer Dienerschaft waren wir sehr gut bekannt. Die Hausverwalterin und zugleich Kammerfrau hieß Jungfer Beate; wir gingen oft mit unserer Arbeit zu ihr in ihr großes Parterrezimmer

mit den eisernen Gittern vor den Fenstern. Sie hatte immer eine schöne Aufwartung für uns, prachtvolles Obst aus dem Schloßgarten, gutes Butterbrod und was einem Kindermunde schmeckt. Das liebste war uns aber, wenn sie uns erzählte, wie es im Schloß umgehe: von der Schlüsselkäther, die Nachts durch alle Gänge schlürfe und mit ihrem Schlüsselbund klirre, ja schon oft zu ihr in das Zimmer gekommen sei. Es gruselte uns sehr, wenn wir in der Dämmerung bei ihr saßen, aber immer wollten wir noch mehr wissen. Bleibenden Eindruck machten aber solche Erzählungen nicht auf mich, denn ich konnte es nie in meinem Leben dazu bringen, daß ich mich fürchtete, trotz Allem, was ich auch Derartiges später noch zu hören bekam. Vor dem Kammerdiener „Herr Knölle“ hatten wir kaum weniger Respekt als vor seiner Herrin. Er war immer so zierlich geputzt, im braunen Rock, kurzen Beinkleidern und Schnallenschuhen, weißer Halsbinde, dick gepuderten Haaren und einem Zopf mit schöner Schleife daran und zierlichem Chapeau. Ich sah ihn nie anders, als in voller Toilette. Er hatte eine große Vorliebe für Blondinen und sah mich oft ganz mitleidig an ob meinen dunklen Haaren. Einmal sagte er mir zum Trost: „Wenn man auch dunkle Haare hat, wenn man nur gesund ist.“

Nicht weit vom Pfarrhaus war ein kleiner See mit einer Insel, dorthin fuhren wir in einem Nachen, Robinson und alle möglichen abenteuerlichen Geschichten zu spielen.

Das Willsbacher Pfarrhaus ist mir auch eine liebe Erinnerung, da konnte man vom zweiten Stock eben in den Garten kommen, der rings um die Kirche ging. Die Mauer um den Garten war dicht mit Pfingstnelken besetzt.

Auch das Eberstädter Pfarrhaus wurde oft von uns

besucht, auch dort war eine Tochter von meinem Alter. Wenn der Vater zu Kranken im Orte mußte, stiegen wir hie und da im Wirthshaus ab, wo eine gar liebe, alte Wirthin war. Sie hatte das Unglück, blind zu sein, deßhalb war ihr eine Unterhaltung mit uns Kindern oft angenehm. Jedesmal an Ostern schickte sie uns schön gefärbte Eier und an der Kirchweih guten Kuchen. Ein schauerliches Unglück mußte die arme Frau erleben. Ihr Sohn hatte die Wirthschaft übernommen; dieser hatte eine sehr nette Frau, die der alten Mutter Alles zu lieb that. Ein anderer Sohn war geisteskrank, doch war sein Zustand so, daß er, ohne Andere zu belästigen, sich im Hause beschäftigen konnte. Die junge Frau saß einmal an einer Arbeit im Zimmer, als der kranke Schwager mit einem Beil, mit welchem er Holz gehackt hatte, hereinstürzte und ihr den Kopf abschlug. Die alte Frau starb bald nach diesem Jammer, der kranke Sohn lebte noch lange, war aber von dort an in einer Anstalt und meistens tobsüchtig.

Ein harmloserer Vorfall ist folgender: in der Kirche zu Eberstadt mußten bedeutende Reparaturen vorgenommen werden. Der Blitz hatte eingeschlagen und den Thurm und Dachstuhl zerstört. Während darinnen gebaut wurde, unterhielten sich die Kinder damit, hinauf zu steigen und auf dem oberen Boden herumzuspringen. Unter einem größeren Mädchen schnappte ein noch nicht fest gemachtes Brett. Sie fiel von dem oberen Boden, etwa zwanzig Fuß hoch, herab und nahm im Fallen noch ein Stück von der Kanzel mit. Unten angekommen, sprang sie schnell auf, setzte ihr Häubchen, das im Fallen schief gekommen war, zurecht und sagte: „Sogets nur Niemerts!“ (Sagt es nur Niemand.) Damit war die Sache abgethan.

Nach Waldbach in das Pfarrhaus kam ich ebenfalls öfters mit dem Vater; dort war ein gescheidter, aber zu Zeiten sehr exaltirter Pfarrer. Komisch war es mir, als derselbe einmal erzählte, die Frau Schultheißin habe ihm bei der Anmeldung eine Citrone gebracht, er wisse nicht, warum ihm die Citrone nicht aus dem Sinn gekommen sei. Am Sonntag während der Predigt habe er immer die Schultheißin ansehen und an die Citrone denken müssen, und es wäre ihm nicht möglich gewesen, weiter zu machen, ehe er gesagt habe: „Ei Frau Schultheißin, ich danke auch für die Citrone.“ Darauf sei die Schultheißin aufgestanden, habe einen Knix gemacht und gesagt: „Nicht Ursach', Herr Pfarrer, 's ist gern geschehen.“ Dann erst habe er seine Predigt glücklich vollenden können. Er wäre erstickt, wenn er jenes nicht gesagt hätte. — Oft denke ich an die Morgengänge, die wir nach Erlenbach machten. Dieß ist ein kleiner katholischer Ort, nicht weit von Weinsberg. Der Weg dahin führt eine kurze Strecke auf der Heilbronner Chaussee und durch Wiesen. In diesem Dorfe wurden am Sonntag sogenannte Hörnlein gebacken, die weit und breit berühmt waren. An manchem Sonntag, bei guter Jahreszeit standen Theobald und ich um vier Uhr Morgens auf und wanderten nach Erlenbach, um die Mutter zum Kaffee mit Hörnlein zu überraschen und selbst mit zu essen. Es war eine wahre Sonntagsstille rings umher, und wenn dann die Morgenglocken von Erlenbach, Binswangen und Weinsberg zusammen läuteten, war es uns so feierlich zu Muth, wie wenn wir in einer Kirche wären, und wir getrauten uns oft nicht, laut zu sprechen.

Auch Botengänge nach Heilbronn hatten wir Sommers und Winters oft mit einander zu machen, da die Bötin,

die in der Frühe ging, dem Vater für seine große Correspondenz nicht genügte.

Wir nahmen solche Gänge, die uns meistens auf die Post führten, ganz leicht, besonders wenn wir zusammen gehen konnten. Es fehlte uns nie an Unterhaltung; bot der Weg nichts, oder mußten wir schnell hin und wieder zurück, so hatten wir doch so viel zu reden, daß die Zeit hinging, wir wußten nicht wie. Durften wir uns aber aufhalten, so brachten wir manche Zeit, wenn wir über den Berg auf die Heilbronner Seite kamen, an dem Neckarsand, den man zur Ausbesserung der Straße auf die Seite gelegt hatte, zu, und manche versteinerte Muschel trugen wir davon. Einmal fanden wir ein so großes Stück versteinertes Holz, daß wir es nicht tragen konnten, wir versteckten es sorgfältig, um es dem Vater, wenn er einmal wieder von Heilbronn zurückfahre, aufzuladen. Wenn wir einen ebenso großen Klumpen Gold versteckt hätten, so hätte unsere Sorge nicht größer sein können, als um dieses Stück Holz. Aber dießmal ging es uns gut, es wurde uns nicht, wie wir fürchteten, gestohlen, noch konnten wir es nicht wieder finden, wie den Wein, den wir seiner Zeit im Walde vergraben hatten. Der Vater nahm es bei der nächsten Fahrt in den Wagen, und wir zeigten unser versteinertes Holz mit großem Stolz.

Die Weinsberger Kirche und unsere Spiele.

Die Mädchenschule war damals neben der Kirche. Es ist ein großer Platz, der ehemalige Kirchhof, rings um dieselbe. Sehr gern studirte ich die Inschriften auf den alten

Grabsteinen. Einer war mir besonders anziehend, der eines jungen Mädchens, die in Lebensgröße mit einem gar lieblichen Gesicht abgebildet war, ich dachte mir immer dabei, daß sie in Wirklichkeit so ausgesehen habe. Vor und nach der Schule wurden Spiele getrieben, und der Kirchhof wiederhallte oft von unserem Jubel, besonders wenn auch die Lateiner dazu kamen, die aber für sich spielten. Wenn die Abendglocke geläutet wurde und die Dämmerung nahte, wurden wir still und machten, daß wir nach Hause kamen. Es war nicht ganz geheuer auf dem alten Kirchhof, und es kam uns fast das Gruseln an, besonders als die Lateiner erzählten, daß, als sie einmal zu später Stunde noch „Lupus“ gespielt hätten, eine Stimme aus der Kirche gerufen habe: „Wenn ihr immer Lupus schreit, kann man ja nicht schlafen!“ Eine Oeffnung war unten an der Kirche, in die man hineinkriechen konnte; es ging die Sage, daß von diesem sogenannten Pfaffenloch aus ein unterirdischer Gang auf die Weibertreu führe. Man erzählte sich Schauergeschichten von diesem Gewölbe, und der Muth desjenigen Knaben, der einmal hineinkroch, wurde nie mehr in Zweifel gezogen.

Oft bestiegen wir, wenn die Kirchenthüre geöffnet war, den Thurm und sahen durch das Fenster, von welchem man sagte, es sei dasjenige, aus welchem im Bauernkrieg nach Erstürmung von Burg und Stadt Weinsberg die Bauern einen der in die Kirche geflüchteten Ritter, den Dieterich von Weiler, gestürzt hätten. Der Vater fand im Stadtarchiv bisher unbenützte handschriftliche Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit und beschrieb nach diesen „Die Erstürmung der Stadt Weinsberg durch den hellen christlichen Haufen im Jahr 1525 und die Folgen für diese

Stadt.“ Für unsere Phantasie gab diese Geschichte eine reichliche Nahrung. Wir vergegenwärtigten uns Alles und oft suchten wir die geschichtlichen Plätze dieser traurigen Begebenheiten auf, so auch den Platz an der Linde, wo die Ritter durch die Spieße gejagt wurden — und wie viele Thränen habe ich vergossen über den frommen Worten, welche die Gräfin Helfenstein, die Tochter Kaiser Maximilians I., den Bauern gegenüber gebrauchte, als sie nach dem schrecklichen Tod ihres Mannes mit ihrem Kinde auf einen Mistwagen gesetzt wurde, um nach Heilbronn geführt zu werden! „Auf einem goldenen Wagen,“ höhnten die Bauern, „fuhrst du zu Weinsberg ein, auf einem Mistwagen fährst du hinaus!“ Da erwiederte die Gräfin: „Jesus Christus, den sie am Palmtag jubelnd empfingen und dann an das Kreuz schlugen, der tröstet mich.“

Graf Loeben.

Im Jahr 1824 kam zum Vater der als Dichter unter dem Namen Isidorus Orientalis bekannte Graf Otto Heinrich von Loeben, um bei ihm Heilung von einem Nervenleiden zu suchen. Als Dichter kannten sich beide schon längst und hatten häufig mit einander correspondirt, sie waren zugleich Mitarbeiter am poetischen Almanach, der 1813 als deutscher Dichterwald fortgesetzt wurde. Auch als Freunde schlossen sie sich sehr an einander an, wie auch seine Frau an die Mutter. Sie wohnten gegen ein Jahr lang im Gasthof zur Traube; wir Kinder waren oft bei ihnen, und beide gaben sich sehr mit uns ab. Der Graf mußte, durch seine Krankheit veranlaßt, sehr still leben und sich

vor jeder Aufregung hüten, der Umgang mit uns Kindern war zu manchen Zeiten die angemessenste Zerstreuung und Unterhaltung für ihn.

Wir waren schon früh erfüllt von allen damals bekannten Dichtern, sie standen uns nicht ferne, sondern gehörten zu uns. Die Gedichte, welche wir lasen, konnten wir auch auswendig, und so sammelte sich bei uns bald ein reicher Schatz von Liedern an, besonders auch aus „Des Knaben Wunderhorn“. Wir wußten damals noch von keiner Auswahl von Kinderliedern, vielleicht waren diese auch nicht so häufig, wie jetzt, wir lasen selbst heraus, was uns gefiel, behielten es im Gedächtniß und wendeten es an, wo es uns gut dünkte. Viele Freude machte es dem Grafen, als wir ihm einmal eine dramatische Vorstellung aus „Des Knaben Wunderhorn“ gaben, ein Gespräch eines verkleideten Königs mit einem Nachtwächter. Ich setze es hier bei:

Schäfer.

Mein Freund, ein guter Freund, der hier verspätet weint,
Erbittet sich zur Gnad' hier eine Ruhestatt,
Weil er von diesem Ort nicht mehr kann reisen fort.

Nachtwächter.

Wer seid Ihr?

Schäfer.

Ich bin ein treuer Hirt aus Liebe und Begierd',
Seht meinen Hirtenstab, den ich in Händen hab',
Damit weid' ich die Heerd,
Wie's mich mein Vater lehrt'.

Nachtwächter.

Wen sucht Ihr?

Schäfer.

Ich such' aus treuem Sinn
Die edle Schäferin,
Die sich von meiner Heerd
So schnöd hinweggekehrt,
Und sich in dieser Stadt
Gewiß verloren hat.

Nachtwächter.

Wenn Ihr ein Schäfer seid, so gehört Ihr zu Eurer Heerd, wie bald ist's geschehen, daß ein Wolf kommt und zertrennet die ganze Heerd.

Schäfer.

Wenn schon die ganze Heerd durch ihn zertrennet wär',
So wär' es nicht so viel,
Als wenn ich ohne Ziel
Sollt' ohne Schäferin sein
Und nunmehr ganz allein.

Nachtwächter.

Ihr werdet schon eine andere finden, was braucht Ihr der so nachzulaufen. Ist sie denn so gewaltig schön?

Schäfer.

Sie ist vortrefflich schön,
Wie eine Götterin,
Ihr Auge ist voll Feuer,
Das macht sie mir so theuer;
Die liebliche Gestalt
Ist, wie man Venus malt.

Nachtwächter.

Von Venus mag ich gar nichts wissen, Korporal heraus und Bursche ins Gewehr, führt den Kerl ans Licht.

Schäfer.

Gewalt gilt stets für Recht,
Die Treu' bezahlt man schlecht,
Ich such' die ganze Nacht,
Man führt mich auf die Wacht,
Adieu, man führt mich hin,
O edle Schäferin!

Nachtwächter.

Licht her, Kerl, was winkt Ihr mir! Ach, Ihre Majestät, Sie sind es! Gnade! Machen Sie einen treuen, alten Diener nicht unglücklich!

König.

Ihr sollt mir nichts ansehen,
Ihr könnt mir nichts ansehen,
Ein Schäfer will ich sein,
Ein Schäfer ganz allein;
Ihr seid einfältig Schaf,
Und ich erlass' die Straf.

Der Graf dichtete während seines Weinsberger Aufenthalts das liebliche Rittergedicht: „Der Pilger und die Pfalzgräfin“ und widmete es dem Vater. Im Jahr 1825 verließen sie Weinsberg und gingen nach Dresden, ihrer Heimath, zurück; bald darauf starb Graf Loeben.

Geburtstagsfeste.

Der Monat September war uns immer der wichtigste und schönste Monat im Jahr. Es war am 18. des lieben

Vaters Geburtstag. Es bleibt dieser Tag, so alt ich bin, immer in meiner Erinnerung voll Sonnenschein und Freude. Kuchen wurden gebacken, was sonst selten vorkam, Gäste wurden geladen, der Onkel von Oehringen kam, und wir durften in vieler Armen Häuser Kuchen und Fleisch bringen. Wohin die Mutter Freude bringen konnte, that sie es, besonders an diesem Tag.

Eine solche Geburtstagsfeier fiel auch in Graf Loebens Anwesenheit in Weinsberg. Der Graf durfte Vormittags nicht ausgehen, deßhalb mußten wir drei Kinder zu ihm kommen. Dort setzte man uns in einen großen Waschkorb, umkränzte uns ganz mit Blumen, und ich mußte ein Gedicht, das Graf Loeben auf den Geburtstag gemacht und das Bezug auf uns drei Kinder im Korb hatte, dem Vater, der den Grafen zu besuchen kam, hersagen. Emma und Theobald überreichten Geschenke, und zuletzt, was für uns das schönste war, trugen uns der Kutscher und der Bediente des Grafen im Korb von der Wohnung desselben zu uns nach Hause, daß uns die Mutter auch sehe.

Dann kam am 27. September der Geburtstag König Wilhelms. Morgens wurde von der Stadtmusik die Tagwache und „Segne Gott unsern Herrn“ geblasen. Wir hatten nicht genug, es vor dem Hause zu hören, wir zogen in aller Frühe mit der Musik durch die Straßen. Darauf der feierliche Kirchgang der Beamten und Bürger, die Beamten in Uniform. An dem festlichen Mittagsmahl in der Traube nahmen meistens die Frauen auch Theil. Für uns Kinder besorgte die Mutter ein Festessen zu Hause. Abends war großer Ball, da durften wir ein wenig zusehen. Meine höchste Bewunderung erregte der Kronleuchter, der von weißem geschliffenen Glas war. Zwölf Talglichter

waren auf demselben aufgesteckt. Von Zeit zu Zeit kam der Hausknecht mit einem Stuhl und putzte die Lichter und ebenso die Hausmagd mit Wasser und einem Sprenzer, um den Staub zu legen. Es war immer sehr schön und Alles war vergnügt, selbst der Vater, obgleich er in seinem Leben nie getanzt hat, hatte als Zuschauer seine größte Freude an dem Vergnügen der Jugend.

Eines Geburtstags unseres Königs erinnere ich mich noch, wie nach dem Gottesdienst Männer und Frauen auf die Burg zogen. Dort wurde ein Lied, das der Vater zu dem Fest gemacht hatte, gesungen und in gutem Weinsberger Wein des Königs Gesundheit getrunken. Ich kann mich des Gedichtes nicht vollständig erinnern, nur zwei Verse desselben blieben mir im Gedächtniß, sie heißen:

Was tönt so tief ins Bürgerherz
Heut unserer Glocken Klang,
Was wallt ein langer Männerchor
Zur Burg der Frauentreu empor
Mit Jubel und Gesang?

Einst trugen Frauen ihr liebstes Gut
Herab von diesem Stein,
Wir Weinsbergs Männer tragen heut
Hinauf, was uns am meisten freut,
Weinsberger goldnen Wein.

Ueber diesen ungalanten Vers wurde der Vater von den Weinsberger Frauen sehr geneckt. Wie mächtig waren unsere jugendlichen Herzen in solchen Tagen bewegt. Der König gehörte zu uns, er war uns das höchste Ideal, das wir uns aus der Wirklichkeit und unserer Phantasie

geschaffen hatten. Wenn es bekannt wurde, daß er durch Weinsberg komme, wie waren wir da glücklich! Wir konnten es nicht unterlassen, lautes Hoch ihm zuzurufen. Einmal machten Theobald und ich eine Bittschrift an ihn um unsere Lieblingsspeise, eine Knackwurst, die nebenbei gesagt, damals viel besser waren als jetzt.

Hätt' ich eine Knackwurst,
Hätt' ich eine unaussprechliche Lust,
Sie zu drücken mit Entzücken an die Lippen,
Sie zu tragen mit Behagen in dem Magen.

— — — — —

Euch, Herr König, ist's wenig,
Uns aber so ein Wurstring ein unaussprechlich liebes Ding,
So lieb wie ihm die Königskrone;
Drum bitten wir, Herr König, lohne
Er unsere dumme Sudelei, mit Kreuzer eins, zwei, drei.

Wir hatten ernstlich im Sinn, sie abzugeben, bis wir aber fertig waren, war der König vorübergefahren.

So lange wir Kinder noch klein waren, wurde der Mutter Geburtstag, der auf den 9. Januar fiel, nicht regelmäßig gefeiert, dem Vater war es nicht möglich, sich Zahlen und Datum zu merken. Meistens fiel es ihm erst zu spät ein, daß der Geburtstag vorüber war. Er gab nach einer solchen Entdeckung der Mutter einmal nachfolgenden Vers:

Wann du geboren, weiß ich nicht,
Will's wissen nicht, wenn ich's auch könnte,
Sei mir ein Kreis, ein ew'ges Licht,
Wie ohne Anfang, so ohn' Ende.

Später, als ich so verständig war, den Tag im Gedächtniß behalten zu können, wurde er nicht mehr vergessen. Er wurde aber immer ganz still nach der Mutter Sinn gefeiert. Einmal sagte ich ihr folgende Verse, die mir der Vater gab:

Heut' ist der Tag, der dich gebar,
Du sagest nichts, doch seh' ich's klar
Durch mein Zigeunerwissen. [1]
Wir bringen kein Geschenk dir dar,
Selbst Blumen mußt du missen.
Welk ist der Garten, welk der Wald,
Ich weiß nichts, als: Komm, Theobald,
Lass' uns sie herzlich küssen.

Später, als wir unsere Emma hatten, sagten wir ihr folgendes Gedicht:

Ein Band wir, Mutter! bringen,
Das reichet Liebe dar,
Das soll dich fest umschlingen
Am Tag, der dich gebar.

Von Gold ist's keine Kette,
Kein Stoff aus fremdem Land,
Es ist an ihrer Stätte
Ein festgewob'nes Band.

Wohl rührt, befreit vom Harme,
Dein Herz darunter sich,
Sieh', deiner Kinder Arme
Umschlingen, Mutter, dich!

[1] Zigeunerin wurde ich oft geheißen, ich war von der Gelbsucht her noch nicht weiß gebleicht.

Dieses Gedicht durfte ich der Mutter vor etwa dreiundfünfzig Jahren sagen. Ich sehe und fühle aber, wie wenn es heute geschehen wäre, wie sie, mit der kleinen Emma auf dem Arm, von Theobald und mir fest umschlungen wurde und sie uns an ihr Herz preßte.

Burg Weibertreue.

Die Geschichte der treuen Weiber von Weinsberg darf ich wohl als bekannt voraussetzen, wenn auch nicht all' meine Leser das Gemälde in der Kirche von Weinsberg kennen, auf welchem der Auszug der Weiber aus der Burg, mit ihren Männern auf dem Rücken, dargestellt ist. Auf des Vaters Anregung bildete sich ein Verein von Frauen, dessen Aufgabe es war, die Burgruinen so viel wie möglich zu erhalten und zugänglich zu machen. Innerhalb der Mauern waren Weinberge angelegt, und die Besitzer derselben, die schon wegen ihrer Reben die Besichtigung der Ruinen nur ungern zuließen, hatten an den letzteren den besten Steinbruch. Es führte auch kein Weg zu den Ruinen, als die schmalen Weinbergwege. Es ergingen nun vom Verein aus Aufrufe an alle deutschen Frauen mit der Bitte um Beiträge zur Erhaltung des Denkmals der Weibertreue. Die Beiträge flossen auch bald von allen Seiten zu, wer einen solchen über fünf Gulden sandte, erhielt einen einfachen Goldring, in den ein Steinchen von der Burg gefaßt war. Noch beigelegt wurde folgendes Gedicht von einem Pfarrer Gerber.

Die Ringe von der Weibertreue.

Von allen Ringen hier auf Erden,
Sagt! welche sind am meisten werth,
Durch Lied und Sang erhöht zu werden,
Daß sie der deutsche Sinn verehrt,
Werth, daß wir sie an aller Frauen
An aller Mädchen zarter Hand
Als schönsten Schmuck und Kleinod schauen
Im ganzen deutschen Vaterland?
Es sind, ich sag' es ohne Scheu,
Die Ringe von der Weibertreu.

Und wenn auch andre Ringe glänzen
Mit Steinen aus dem Morgenland,
Mit Saphir aus Brasiliens Gränzen
Und mit dem seltnen Diamant:
Dieß Ringlein glänzt mit edlern Steinen,
Als jener fremde Flittertand;
Und doppelt schön muß uns erscheinen
Der Edelstein aus deutschem Land.
Und fragt ihr, welcher Stein dieß sei?
Es ist ein Stein der Weibertreu.

Ein Stein, aus jener Burg gehauen,
Wo aus dem frommen Alterthum
Die edle That von Weinsbergs Frauen
Herüberglänzt mit ew'gem Ruhm.
Vor's Städtchen zog zur blut'gen Rache
Der Kaiser einst mit starkem Heer,
Vergeblich wurde bald die schwache,
Doch heldenmüthige Gegenwehr,

Und ohne Weiber List und Treu
Wär's mit dem Städtchen schon vorbei.

„Die Weiber und was auf dem Rücken
Sie retten, das nur schone ich,“
So sprach der Kaiser. Mit Entzücken
Lud jede schnell den Mann auf sich,
Und seltsam ziehen sie von hinnen
Durchs Lager durch mit Bangigkeit.
Der Kaiser sieht's — traut kaum den Sinnen
Erstaunt und — lächelt und verzeiht.
Errettet waren nun und frei
Die Männer durch der Weiber Treu.

Drum wenn in einer sel'gen Stunde
Der Jüngling die Geliebte wählt,
Und zu der Liebe ew'gem Bunde
Das Herz dem Herzen sich vermählt,
Dann soll sie dieser Ring verbinden,
— Nicht mehr ein Ring aus fremdem Land —
Und jedem sinnvoll es verkünden,
Er sei der Treue Bild und Pfand,
Und fest und unerschüttert sei
In ihrem Bild die deutsche Treu.

Und prahlt der Mann mit seinen Schlachten,
Mit Männerthat und Heldenmuth,
Will er das schwäch're Weib verachten,
Wie Mancher thut im Uebermuth,
Dann ohne Streit statt aller Klage
Statt aller Antwort hebe sie
Den Finger in die Höh' und sage
Dem übermüth'gen Manne: sieh'!

Sieh hier zu deiner Scham und Reu
Das Ringlein von der Weibertreu.

So geht denn hin nach allen Zonen
Ihr Ringe mit dem edlen Stein!
Kehrt ein, wo treue Weiber wohnen,
Vom Donaustrome bis zum Rhein!
Und möchten wir an aller Frauen
An aller Mädchen zarter Hand
Euch bald als Schmuck und Kleinod schauen
Im ganzen deutschen Vaterland!
Und wo ihr hinkommt, blüh' aufs Neu'
Die alte deutsche Weibertreu.

König Wilhelm ließ die Burg ankaufen und schenkte sie dem Verein. Großfürstin Helene von Rußland, eine geborene Prinzessin von Württemberg, schickte bei ihrem Scheiden aus der Heimath fünfhundert Gulden. Der Schutt, mit dem die zerfallenen Ueberreste angefüllt waren, wurde fortgeschafft, Wege wurden angelegt, die Mauern ausgebessert und Gesträuche angepflanzt. Der Vater war unermüdlich thätig. Es war im Volk der Glaube, daß große Schätze auf der Burg vergraben seien, nun war die beste Zeit, sie zu finden, ein jeder Arbeiter wollte der erste und der letzte sein, damit ihm das Glück zu Theil werde. Etwas Merkwürdiges fand man dabei nicht, nur einige Pfeilspitzen und Scherben von alten Trinkgefäßen. Sehr überrascht wurde man durch den Fund eines großen Quantums sehr weißen, feinen Mehls, das man im Grund des hohen Thurmes fand. Es sah noch so schön und gut erhalten aus, daß ein Bäcker sofort davon mit nach Hause

nahm, um zur Probe Brod daraus zu backen, was aber nicht gelang, denn es stellte sich heraus, daß das Mehl sogenannter bayerischer Kalk war. Wie dieser in den Thurm kam und zu welchem Zwecke, blieb unenträthselt. Das zierliche Gerippe eines Windhunds wurde auch gefunden.

Wir brachten jede freie Zeit damals auf der Burg zu, immer waren wir bei den Arbeitern, um uns an jedem Fortschritt zu erfreuen. — In den höchsten der Thürme kam eine Treppe, nach deren Besteigung man reichlich belohnt wurde durch die schöne Aussicht in das anmuthige Weinsberger Thal. In den Thurm, der das Burgverließ enthielt, wurde durch die dicke Mauer ein Eingang gebrochen. Vorher konnte man nur mit Mühe auf den Rand desselben kommen, auch noch mit einiger Gefahr in den ersten Raum hinunterklettern, in dem große Schießscharten und im Boden eine Oeffnung war, durch welche die Gefangenen in das Burgverließ hinunter gelassen worden waren. — In dem ersten Raum wurden in den Schießscharten Aeolsharfen angebracht und über die Oeffnung in das Burgverließ Eisenstäbe kreuzweise eingelassen, damit Niemand fehl treten und hinunter fallen konnte. Wie erschrak aber einmal der Vater, als er hineinkam und zwei kleine Hände sich an den Stäben anklammern sah; sie gehörten Theobald, der sich an diesen hinunter und hinauf schwingen wollte, aber nicht mehr herauf kam; noch wenige Augenblicke, und er wäre in das sehr tiefe Verließ gestürzt, welches damals noch keinen Eingang hatte. — Eine Cisterne wurde aufgefunden und sehr tief ausgegraben. Wasser gab es nie auf der Burg, das nahegelegene Dorf Gellmersbach mußte, wie aus alten Urkunden zu ersehen war, Esel halten, die das Wasser auf die Burg brachten, wofür es

frei von Abgaben war. Die Cisterne hatte wohl zum Aufbewahren des Regenwassers gedient. Als wir einmal auf die Burg kamen, hatte ein nettes Füchslein sich in der Cisterne gefangen; wir fütterten es mehrere Tage, auf einmal war es verschwunden: hatte es Jemand geholt, oder wußte sich der schlaue Reinecke selbst zu befreien, das blieb uns ein Räthsel.

Nicht nur große Schätze an Gold und Silber vermuthete das Volk unter den Ruinen, man nahm auch an, daß ein großer Keller unter der Burg sei, in dem noch manches Faß des besten Weinsberger Weines liege, und diesen aufzufinden, war der höchste Wunsch der Arbeiter. Es ist wohl möglich, daß, wenn auch nicht der Keller mit Wein, doch noch manche Gewölbe und unterirdische Räume vorhanden sind, ihre Auffindung hätte aber schwerlich einen Werth gehabt, auch wären die Kosten dadurch sehr vermehrt worden, deßhalb unterließ man derartige Nachforschungen.

Nur Einer ließ sich den Glauben an den mit Wein und Schätzen gefüllten Keller nicht nehmen. Es war ein geborener Weinsberger, Namens Weh, der sich mit Abschreiben fortbrachte und, dem dieser Glauben zur fixen Idee wurde. Er schrieb hunderte von Bittschriften an den König, die Regierung und alle möglichen hohen Personen, ihm Mittel zu verschaffen, den Keller mit Wein und Geld angefüllt, aufzufinden. Den König bat er immer wieder um eine Compagnie Soldaten zur Ausgrabung desselben. Er betrachtete sich als den Hüter und Commandanten der Burg und lebte in steter Sorge, ein Anderer könnte ihm seine vermeintlichen Entdeckungen streitig machen. Wohl Mancher bekam einen Schrecken, wenn unvermuthet aus dem Gebüsch, wie ein Burggeist, der Weh trat. Er hatte

eine zwerghafte, gnomenartige Gestalt, schwarzes, langes, herabhängendes Haar und einen mächtigen Bart. Er war aber kein stummer Geist, vielmehr machte es ihn sehr froh, wenn man sich mit ihm in ein Gespräch einließ, und er von dem, was er Geheimnißvolles auf der Burg gesehen und gehört, und von seinen Plänen und Hoffnungen erzählen durfte. So war er viele, viele Jahre ein treuer Wächter der Burg, bis er, alt und schwach, sie nicht mehr besteigen konnte und endlich zur Ruhe kam.

Er war es auch, durch den der Vater an die Wand des Aeolsharfenthurmes folgenden Vers anschreiben ließ:

Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber ertragen,
Das war ein schwereres Gewicht,
Als ich mag sagen.

Die Weibertreu ist vielfach in Liedern gefeiert worden. So singen die Weinsberger Mädchen ein Lied, das handelt von der Weiber- und der Männertreue und dem Ritter, der noch heute den Stein von der „noch nie bestandenen Männertreue" sucht. Oft trug uns eine liebe Freundin dieses Lied in stiller Mondnacht im Garten zur Guitarre vor.

Ein ähnliches Lied dichtete Rosa Maria, das ich als ein wenig bekanntes hier anführen will:

Das seltene Blümlein.

O Mädchen, sprich, was suchest du
Wohl auf der duft'gen Au?
Ich sah der Blümlein mancherlei,
Die glänzten schön im Thau.

Doch gehest du die Blümlein
Ja allesammt vorbei,
So laß mich wissen, liebes Kind,
Was denn dein Suchen sei?

„Ich suche wohl, und find' es nicht,
Ein Blümchen wunderschön,
Ich sucht' es schon im dunklen Wald,
Im Thal und auf den Höh'n."

O sag', wie heißt das Blümlein denn,
Das deiner Wünsche Ziel?
Wer weiß, ich zeig' es dir vielleicht,
Ich kenn' der Blumen viel.

„Vergebens sinn' ich, wie es heißt,
Wie Mutter es genannt,
Ich hörte nur, wie sie's beschrieb,
Da bin ich fortgerannt.

„Das Mädchen, das dieß Blümchen fand,
Das preise hoch sein Glück,
Dieß Blümlein schützt als Talisman
In Noth und Mißgeschick."

O hör', mich dünkt, ich hab' es schon,
Da blühet rosenroth
Ein wunderbares Blümlein auf,
Das lindert Weh und Noth.

Es blühet freundlich Jedem auf
Im Lebens-Frühlingsschein,
Mag nicht das, was die Mutter meint,
Das Blümchen Liebe sein?

„Das Blümchen Liebe ist es nicht,
Das ist mir wohl bekannt,
Nein, jen's ist seltner, anders auch
Hat Mutter es genannt.

„Sie sagt: es wähnte manche schon,
Daß sie das Blümlein fand,
Doch war es stets das rechte nicht
Und welkt' in ihrer Hand."

Da steht ein andres Blümlein schön,
Das glänzt und strahlt wie Gold,
Das nennen wir die Freundschaft hier,
Das ist auch Vielen hold.

„Ach nein, auch Freundschaft ist es nicht,
Auch das ist mir bekannt,
Nein, jenes ist viel seltner noch,
Wird anders auch genannt."

Da ist noch ein's, das Freude heißt,
Dieß liebe Blümchen lacht
Und duftet süß für Alt und Jung
In vieler Farben Pracht.

„Das heitere Blümchen kenn' ich wohl,
Es sprießet immer neu! —
Doch halt! ich hab's, mein Blümchen heißt,
Es heißt die Männertreu."

Die Männertreu! ja, gutes Kind,
Du bist umsonst bemüht,
Die findest du wohl nimmermehr,
Die ist schon lang verblüht!

Die blühet gleich der Aloe,
All' hundert Jahre neu,
D'rum findet unter Hunderten
Kaum Eine Männertreu!

Sein Leben lang blieb der Vater ein treuer Pfleger der Weibertreu und noch sorgte er testamentarisch für die Erhaltung der Aeolsharfen.

Wie viele Gäste hat er zu der Burg geführt, wie manche Stunde dort zugebracht.

Einmal war er mit der Mutter und uns Kindern oben und machte sich den Spaß, in die vergitterten Schießscharten der Aeolsharfen, welche eben zu einer Reparatur entfernt waren, uns drei Kinder einzusperren. Während die Eltern auf der Burg umher gingen, kamen zufällig fremde Gäste in den Aeolsharfenthurm, welche erschrocken sich rasch entfernten, als sie statt der Aeolsharfen die drei lebenden Wesen sahen.

Der Thurm im Garten.

Im Jahr 1823 sollte der Thurm, der an der Ecke der Stadtmauer steht und an unseren Garten grenzte, zu einem Gefängniß vergrößert und ausgebaut werden. Eine traurige Nachbarschaft hätte uns den Genuß des Gartens sehr verbittert. Um dieses abzuwenden, kaufte der Vater der Stadt den Thurm ab. Derselbe war mit einem spitzen Dach bedeckt, welches nun entfernt wurde. Um ihn besteigen zu können, brachte man außen eine bequeme Treppe an. Die

Plattform wurde geebnet, mit Zinnen eingeschlossen, auf derselben ein hölzernes Zelt errichtet, an dessen vier Ecken Akazienbäume gepflanzt, die es bald überschatteten.

Der gewölbte Raum unter der Plattform war bis vor nicht gar langer Zeit als Gefängniß benützt worden; er hatte eine starke eiserne Thüre und kleine vergitterte Fenster. In der Mitte desselben war eine viereckige Oeffnung, durch welche die Gefangenen in alten Zeiten in das Verließ hinunter gelassen wurden. In diesem Kerker hielten die Bauern Graf Helfenstein gefangen, ehe er zum Richtplatz geführt wurde. Der Vater ließ den vorher so düsteren Raum in ein wohnliches Zimmer umgestalten; aus den kleinen, vergitterten Fenstern wurden Spitzbogenfenster gemacht, in welche man alte Glasmalereien einsetzte, die das Gemach magisch erhellten. Dasselbe wurde mit einem Ofen versehen und mit alterthümlichen Möbeln eingerichtet. In zwei Nischen ließ der Vater die Bildsäulen je eines Mönches und einer Nonne stellen, welche er sich bei der Aufhebung der Heilbronner Klosterkirche erwarb. In diese Kirche hatte Gräfin Helfenstein nach dem Tode ihres Mannes reiche Stiftungen gemacht.

Lenau bewohnte öfter das Thurmzimmer und schrieb auch dort einen Theil seines Faust.

Nachdem unten ein Eingang durch die dicken Mauern des Thurmes gebrochen war, fand man in dem Verließ einen in der Mauer befestigten eisernen Ring mit dem Stück einer Kette daran und die morschen Bretter einer alten Lagerstatt.

Das Verließ wurde aufgefüllt und zu einer Waschküche eingerichtet, welche die Mutter schon lange vermißte.

Unsere Spiele gewannen durch den Thurm noch mehr an Abwechselung, und unsere Phantasie zauberte uns durch ihn

und die Burg die alten Ritterzeiten in ihrer ganzen Pracht hervor. Sobald der Thurm benützt werden konnte, wurde an jedem schönen Sommerabend unter dem Zelte zu Nacht gespeist. Selten waren wir allein, es kamen immer liebe und interessante Gäste, und es wurden mir dort die genußreichsten Stunden meines Lebens zu Theil. Oft wurde der Abend damit beschlossen, daß der Vater im dunklen Thurmzimmer die Maultrommel spielte, welcher er wunderbare Töne zu entlocken wußte. Uhland, Schwab und Mayer kamen jeden Sommer zusammen oder allein zum Vater. Eines schönen Pfingstsonntages erinnere ich mich noch, an dem sie mit einander kamen; ich ging ihnen mit dem Vater auf dem Weg nach Heilbronn entgegen. Sie bestiegen damals zum erstenmal den Thurm; als Uhland sich umsah, sagte er zum Vater: „Da würde ich auch wieder anfangen zu dichten.“ — „Ich glaube, das würdest du noch viel mehr thun, wenn man dich unten in das Verließ sperren würde,“ entgegnete der Vater. Der Vater war nie glücklicher, als wenn er Freunde bei sich hatte, dann war alle Melancholie, die ihn sonst so oft befiel, verschwunden, sein Humor erheiterte die ganze Gesellschaft und riß Jeden mit fort.

Ich kann jetzt die Männer nicht alle aufzählen, die im Laufe der Zeit zu uns kamen. Es sollen ja nur Erinnerungen aus meiner Kindheit sein, die ich mittheile, und ich will sie so viel als möglich in der Zeitfolge bringen.

Aus der damaligen Zeit erinnere ich mich eines Besuches von Matthisson, den ich auf dem Thurm zum ersten- und letztenmal sah. Ich habe kein deutliches Bild mehr von ihm, nur das weiß ich noch, daß er sich zu mir herunterbeugte, um mich weihevoll auf die Stirne zu küssen. Ich verstand es nicht und bot ihm schnell den Mund, was

mich, als ich bemerkte, wie er es gemeint hatte, in einige Verlegenheit brachte.

Nicht lange nachher wurden wir durch einen Besuch von Ludwig Tieck erfreut. Ich hatte mit großem Interesse seine Volksmärchen gelesen und war glücklich, den Dichter derselben von Angesicht zu sehen. Er unterhielt sich freundlich mit mir, und ich sagte ihm treuherzig, was mir in seinen Märchen gefallen und was nicht. Beim Abschied gab er mir mit den Worten: „Fahren Sie fort, so vortreffliche Schriften, wie die meinigen sind, zu lesen," auch einen Kuß auf die Stirne, den ich schon besser verstand.

Geschwisterliches Zusammenleben.

Ich komme wieder auf unser häusliches Zusammenleben zurück.

Ein friedlicheres Geschwisterpaar konnte es nicht leicht geben, als Theobald und ich es waren, und ich kann mich keines Streites erinnern, der zwischen uns stattgefunden hätte, als eines Wettstreites, bei welchem wir, vor dem Spiegel stehend, Versuche machten, welches von uns den Gemüselöffel am weitesten in den Mund hineinbringen könne und demnach den größten Mund hätte. Zu meiner damaligen großen Freude trug ich den Sieg davon.

Der kleinen Emma gegenüber haben wir aber doch manches auf dem Gewissen. Sie war ein zartes, sanftes Kind, das leicht zum Weinen zu bringen war, besonders war sie gegen das Auslachen empfindlich, Theobald und ich durften sie nur ansehen und lachen, so brach sie in den Jammer aus: „Ich weiß wohl, daß ihr mich auslacht."

Saßen wir beim Vesperbrod und sie glaubte spöttische Mienen an uns wahrzunehmen, so flossen ihre Thränen so reichlich, daß sie nichts mehr genießen konnte, was zu unserem Vortheil war. Wir neckten sie gewiß nicht aus dieser eigennützigen Absicht, doch hatten wir aber auch nichts dagegen, wenn wir unsere Milch nur in zwei Theile theilen durften. Sie war sehr stolz auf ihre Geburtsstadt Weinsberg, und man konnte sie durch nichts mehr betrüben, als wenn man die Schattenseiten derselben aufzählte, was wir hie und da aus Neckerei thaten.

Besonders entrüstet war sie, wenn wir ihr die angeblichen Nachtheile des Weinsberger Wassers vorhielten. Eines Tages, als sie kaum schreiben konnte, brachte sie uns folgende begeisterte Worte:

„Die Leute sagen alle, das Weinsberger Wasser mache Kröpf."

„Ich habe schon so viel Wasser getrunken und habe doch keinen Kropf."

„Nein, nein, die Sag ist nicht wahr, ich streite für Weinsberg, mein Vaterland."

Auf dieses hin waren wir geschlagen, und sie blieb fortan darüber ungeneckt.

Von ihrer Pathin, Fräulein Julie Hartmann, Tochter des Geheimeraths von Hartmann, hatte Emma eine Tasse erhalten, die aussah, als wäre sie von lauterem Gold. Sie war ihr höchster Schatz und Stolz, und als des Vaters Geburtstag kam, wußte sie ihm nichts Besseres zu schenken, als ihre goldene Tasse. Im Januar darauf war der Mutter Geburtstag; es war der kleinen Emma ein Kummer, der Mutter nicht ein eben so schönes Geschenk geben zu können, denn nichts, was sie besaß, war der goldenen

Tasse gleich zu stellen. Da kam ihr der glückliche Gedanke, den Vater in das Vertrauen zu ziehen und sich von ihm die goldene Tasse zu erbitten, um sie der Mutter zu geben, mit dem Trost: „Weißt, sie gehört doch noch dein.“ Von diesem Geburtstag an wanderte die goldene Tasse von einer Hand zur andern, an jedem Geburtstag wurde sie wieder verschenkt, zuerst im Ernst, dann im Scherz, und blieb doch schließlich in der Hand der ersten Besitzerin. An des Vaters sechzigstem Geburtstag brachte sein jüngstes Enkeltöchterlein Agnese die goldene Tasse mit lieben Versen von Emma, die ich leider nicht mehr habe, dem Vater zum Geschenk.

Am oberen Thor war ein großer Brunnen, auf dessen Rand wir oft stiegen, um Wasser zu trinken, was immer eine gefährliche Sache war. Emma versuchte es auch, bekam das Uebergewicht und fiel hinein; zum Glück sah es der Thorwart, der sie schnell herauszog. Seine Frau trug das nasse Kind sogleich in das nächste Haus zu Frau Präceptor Walker, die sie in ein Bett legte, und die kleine Tochter derselben sprang eilig fort, um der Mutter den Unfall anzusagen. Dieses gab uns wieder Ursache zu Neckereien, und wenn wir anfingen an den Fingern abzuzählen: „Emma ist in den Brunnen gefallen, der Thorwart hat sie herausgezogen, die Thorwartin hat sie nach Haus getragen, Frau Walker hat sie ins Bett gelegt, und das Päule hat es der Mutter gesagt,“ so flossen der Emma Thränen wieder reichlich.

Eines Tags aber kam ein ernster Unfall über Emma. Mit einem beladenen Müllerswagen gingen die Pferde durch; Emma, die damals kaum über sieben Jahre alt war und gerade aus der Schule kam, flüchtete sich noch auf die

Seite, sah aber in diesem Augenblick, daß ein kleines Kind in Gefahr war, und in dem Bestreben, dieses noch zu retten, was ihr auch gelang, kam sie unter den Wagen, und ein Rad ging über sie. Aeußerlich war außer den Quetschungen nichts zu entdecken, aber bis in spätere Zeit hatte sie an den Folgen dieses Unfalls zu leiden.

Bei Emma zeigte sich bald, daß sie die größte Aehnlichkeit mit dem Vater hatte. Sie ist eine poetische Natur, was sich in ihrem ganzen Wesen, in ihren Spielen und Beschäftigungen schon frühe aussprach. Denke ich zurück an die Zeit, da sie noch ein kleines Mädchen war, und vergegenwärtige sie mir in all ihrer Lieblichkeit, so geht mir das Herz auf. Wenn wir gleich im Alter so verschieden waren, so kam doch bald die Zeit, in der es uns bewußt wurde, was wir Schwestern aneinander hatten, und in Vielem konnte sie mir zum Beispiel dienen.

Ihre Liebe zu Kindern, die sich in früher Jugend schon kund that, als sie mit eigener Lebensgefahr das Kind rettete, trat später immer schöner hervor. Wie manches arme Kind brachte sie von der Straße nach Haus, um es zu speisen, aber auch zu reinigen, denn sie konnte nichts Unschönes sehen. Ihre geschickte Hand verfertigte ohne weiteren Unterricht die schönsten Arbeiten, und im Erzählen von schönen poetischen Märchen besaß sie ein ganz eigenartiges Talent.

Eine Freundin der Eltern schreibt von späterer Zeit: „Die fünfzehnjährige Emma, eine zarte sinnige Gestalt, verkörpert mir den Geist der Poesie ihres Vaters und sieht mich auch mit dessen großen dunklen Augen an.“

Unsere Thierwelt.

In einem benachbarten Ort warf der Sturm einen jungen Storchen aus dem Neste, er verletzte sich bei dem Sturz an dem Flügel. Der Verunglückte wurde dem Vater gebracht, und der Garten war von dort an sein Aufenthalt. Daß der Storch die Ehrfurcht verdient, die er gewöhnlich genießt, möchte ich nicht behaupten; er hat ein zorniges Temperament, und wir hatten alle Ursache, uns vor ihm zu hüten. Oft wurde man von ihm verfolgt, und er hackte besonders gerne nach den Augen, wie überhaupt nach allen glänzenden Gegenständen. Seine Gefräßigkeit war groß, einmal verschlang er nacheinander fünf Ratten, so daß ihm der Schwanz der letzten noch zum Schnabel heraussah. Wenn man im Garten bei Tisch saß, konnte er schnell daher kommen und das Fleisch von der Platte rauben. Ein Freund und nachheriger Verwandter der Eltern, Kameralverwalter Fetzer, wohnte ganz in unserer Nähe und ließ täglich sein Mittagessen zu uns tragen, um mit uns in dem großen Laubgang an gemeinschaftlichem Tische zu speisen. Auf die Fetzerische Fleischplatte hatte es der Storch besonders abgesehen, weßhalb Fetzer auf Rache sann und zwischen zwei Stücke Fleisch, die er dem Storch in den Schnabel warf, seine volle Schnupftabaksdose ausleerte. Der Storch verschlang dieses Fleisch mit demselben Genusse wie jedes andere; das ihm zugedachte Unbehagen blieb aus, und er war ein Räuber wie zuvor. Wurde sein Appetit zu Hause nicht gehörig befriedigt, so wanderte er in die Stadt zu dem ihm wohlbekannten Metzger und ließ sich dort Abfälle von geschlachteten Thieren behagen.

Einen gezähmten Falken hatten wir auch, der sich eben=

falls frei im Garten und Hof bewegte. Dieser und der Storch lebten immer im Streit wegen ihrer Nahrung; nur einmal weiß ich, daß sie Friede schlossen und gemeinschaftlich mit ihren Schnäbeln das hölzerne Gitter des Hühnerstalls aufbrachen und die jungen Hühnchen zusammen verzehrten.

Im Winter, wenn man in den Pferdestall kam, war es gleich einem Märchen, wenn der Falke auf der Raufe über dem Pferd saß, der Storch daneben auf einem Strohbündel stand, und unser weißes Kätzchen seinen Lieblingsplatz auf dem Rücken des Pferdes einnahm. Wie oben in der kleinen Wohnung sich die verschiedensten Charaktere friedlich vertrugen, so war es auch unten bei den Thieren.

Es ist kaum glaublich, aber es war immer noch der alte Rappe, der die Mutter und mich schon in Welzheim auf seinem Rücken getragen hatte. Er war altersschwach und kaum mehr zu gebrauchen, so daß er eigentlich das Gnadenbrod aß. Doch konnte dieser Zustand aus verschiedenen Gründen nicht lange mehr andauern. Der Vater war für seine Praxis eines Pferdes durchaus benöthigt, und dennoch konnte er sich nicht entschließen, den alten treuen Rappen fortzuschaffen. Dieser Zwiespalt wurde durch unseren Freund Hildt gelöst. Als der Knecht das Pferd zum Brunnen führte, nahm Hildt ihm dasselbe ab mit der Weisung, zu Hause nichts davon zu sagen. Noch in der gleichen Stunde ließ er es nach Willsbach zum Kleemeister führen. Als Hildt uns sagte, was er gethan, brachen wir alle in Thränen aus. Vorwürfe konnte man ihm nicht machen; wenn man gleich um den alten Freund tiefe Trauer trug, so war uns doch ein Druck vom Herzen in dem Bewußtsein, daß das gute Thier zur Ruhe gekommen sei.

Fast hätte ich versäumt, von Fritzle zu erzählen, einem Marder, den Theobald sich gezähmt hatte. Es war ein außerordentlich gescheidtes, graziöses Thier, das wegen seiner Gelehrsamkeit sehr bewundert wurde, das schönste aber an ihm war seine Anhänglichkeit an Theobald. Fritzle ging frei im Haus und in den Gärten umher, Theobald durfte aber nur „Fritzle“ rufen, so kam er herbei und sprang auf seine Achsel. Manche Stunde lag Theobald im Garten im Gras mit seinem Fritzle im Arm. Trotz seiner Zähmung konnte er aber doch seine Diebsnatur nicht verleugnen. Er hatte sich auf der Bühne unter dem Dach eine Diebshöhle angelegt; unter allen möglichen, in ihrer Zusammenstellung oft komischen Gegenständen fand sich auch ein Gebetbuch, das er der Köchin gestohlen hatte, vor. Er erinnerte uns dadurch an seinen Vetter Reinecke. Während einer längeren Abwesenheit Theobalds blieb Fritzle aus; nur dadurch ahnten wir seine Nähe, daß uns die Hühner einigemale umgebracht und geraubt wurden.

In späterer Zeit hatten wir auch einen zahmen Raben; nach Lenau, der große Freude an ihm hatte, wurde er Niklas geheißen. Ein gescheidteres Thier als Niklas war nicht leicht zu finden; nicht an das Haus gebunden, konnte er frei umher fliegen. Oft blieb er mehrere Tage aus, dann konnte man, am offenen Fenster stehend, den Niklas in raschem Fluge daher kommen sehen, oder klopfte es an das geschlossene Fenster, und der Niklas stand außen und begehrte Einlaß. Er war ein zutrauliches und doch so stolzes Thier. Sein Stolz zeigte sich hauptsächlich in seinen gravitätischen Bewegungen und in seinem Gang. Er hatte viel Menschenähnliches an sich, man konnte glauben, er verstehe alles, was man mit ihm redete. Vielleicht war es

auch so. Im Ganzen waren wir immer von Räubern umgeben, denn auch der Niklas war ein solcher, und man mußte besonders alle glänzenden Gegenstände sehr vor ihm hüten, daß er sie nicht davon trug. Er hatte keine bestimmte Zeit, sein Futter zu holen; ging er nicht nach Hause, so fiel er beim Metzger oder im Wirthshaus ein, nahm einem hungrigen Gast die Wurst oder den Käs von dem Teller und flog schnell mit seiner Beute davon. Trotz dieser Unthaten war Niklas überall wohl gelitten und wurde endlich Gemeingut der Weinsberger, denn wo es ihm behagte, machte er seine Besuche.

Zerwürfnisse mit der Polizei trugen die Schuld an seinem frühen Tod. Sein unglückliches Geschick führte ihn durch das offene Fenster in das Amtszimmer des Stadtschultheißen, wo er in dessen Abwesenheit unter herumliegenden Akten Verheerungen anrichtete. Solches Verbrechen mußte streng bestraft werden. Denn es kam auch noch der weitere Umstand hinzu, daß er schon vorher der Frau Stadtschultheiß einen silbernen Fingerhut gestohlen hatte. Im Polizeigefängnisse saß ein Handwerksbursche, der sich bei wiederholtem Betteln hatte erwischen lassen, diesem wurde augenblickliche Freiheit zugesichert, wenn er den Niklas vom Leben zum Tode befördere. Was thut man nicht, um die Freiheit zu erlangen? Der Niklas mußte auf höhere Verordnung durch des Handwerksburschen Hand sein edles Leben lassen.

Der große Garten.

Gegenüber von unserem Hause war ein großer Garten, von einer lebendigen Hecke umgeben, die kaum einen Einblick in denselben gestattete. Er soll früher als Kirchhof

gedient haben, und das kleine Haus, in der Mitte desselben, hieß das Todtenhäuschen; es waren auch noch einige steinerne Kreuze in dem Garten zu sehen. Für uns hatte dieser Garten immer etwas Geheimnißvolles, es gingen auch allerlei Sagen von Lichtern, die man in der Nacht dort wandeln sehe ꝛc. ꝛc., überhaupt sollte es nicht recht geheuer dort sein. Der Vater kaufte den Garten, alles Geheimnißvolle verschwand, und nur Freude erblühte uns aus demselben. Die hohen Hecken wurden beschnitten, und wir konnten vom Fenster aus unser fast zwei Morgen großes Besitzthum überblicken. Der Garten war mit schönen Obstbäumen bepflanzt, und Stachelbeeren und Johannistrauben gab es in Menge. Ein Theil war Gemüseland, und wir konnten nun die Gemüse für den Hausbedarf selbst pflanzen, was dem Vater eine große Freude war. Er verschrieb sich Samen von Gurken, die eine besondere Form haben mußten, auch Spritzgurken, die zerplatzten, wenn man sie nur leicht berührte, und ihren Inhalt weit hinausspritzten, was manchen kleinen Schrecken hervorrief. Kürbisse aller Art wurden auch gezogen; bekamen wir einen solchen recht großen, so höhlten wir ihn aus und stellten ihn bei Nacht mit einem Licht beleuchtet in den Garten. Wir hofften dann, man halte ihn für ein Gespenst. Es war auch viel Platz zu Blumen da, doch gab man sich mit diesen weniger ab, als mit dem Gemüsebau.

Eine zu Besuch gekommene Dame, die nicht anders meinte, als Kerner müsse in lauter Blumenduft weben und schweben, sagte zu Vater: „Sie werden wohl recht glücklich unter Ihren Blumen sein?“ — „Meine Bohnen und Gurken sind mir wichtiger“, erwiederte er ihr zu ihrem nicht geringen Entsetzen.

Es gab in diesem Garten auch Ameisenlöwen, von welchen uns der Vater schon viel erzählt hatte, und es machte uns viele Freude, zu beobachten, wie sie unten in einer trichterförmigen Grube von Sand saßen und diesen nach den Ameisen herauf warfen, bis dieselben als willkommene Beute hinunterfielen.

Durch den Obstgarten wurden Wege gezogen und an schattigen Stellen Sitze angebracht. Das sogenannte Todtenhäuschen, das die Jahreszahl 1610 über der Thüre trägt, wurde zu einer Herberge für Gäste, indem darin ein Zimmer mit zwei Cabinetten eingerichtet wurde. Im größeren Zimmer stand unter andern Möbeln auch der vom Vater als Knabe verfertigte Schreibtisch,[1] die beiden Cabinette dienten als Schlafzimmer. Mancher berühmte Mann übernachtete dort: Rybinsky, der letzte Feldherr der Polen, Geibel, Freiligrath und Andere mehr. Lenau und Graf Alexander von Württemberg hatten oft lange Zeit ihr Quartier dort aufgeschlagen. Oft — doch das fällt in eine spätere Zeit — tönte in tiefer Nacht Lenaus wildes, melancholisches Violinspiel von dort zu uns herüber.

Der Kutscher Adam und der Kutscher Zipperle.

Der größere Garten erforderte mehr Arbeit, deßhalb sollte der Kutscher zugleich auch etwas von der Gärtnerei verstehen. Des Vaters Wahl fiel auf einen armen Menschen von Weiler (einem Ort in der Nähe von Weinsberg), der auf die mildeste Art geisteskrank und dabei das harmloseste Geschöpf war, das es geben konnte. Bei allem, was er

[1] Siehe „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit,“ Seite 290.

that, sang er mit hellklingender Stimme geistliche Lieder. Glaubte man ihn im Garten bei der Arbeit, so hatte er auf einem Tisch Blätter ausgebreitet, dieselben mit Blumen verziert und Beeren darauf gelegt. Hielt man ihm vor: „Aber Adam, was thust du, warum arbeitest du nicht?" erwiederte er: „Ich hab' doch de Vöchele (Vögelein) den Tisch decke müsse, sie singe ja so schön." Schickte man ihn in den Garten, um das Gras abzumähen, so ließ er oft die Sense ruhen, weil er die schönen Blumen nicht abschneiden wollte. Einmal machte er sich eine Mütze aus Kletten, die sich ihm so fest in das Haar setzte, daß er sie tagelang nicht herunterbrachte. Er lebte ganz mit der Natur, aber arbeiten wollte er nicht, nur spielen und singen. Hätten wir nicht wieder ein älteres und sehr ruhiges Pferd bekommen, wäre es nicht möglich gewesen, ihm die Leitung desselben anzuvertrauen, denn vom Kutschiren hatte er gar keinen Begriff. Als er zum erstenmal den Bock bestieg, antwortete er auf die Frage, ob er gewiß nicht herunterfalle: „Ha! do sin(d) jo zwai Salche (Sailchen) dran, an dene kann ich mich jo hebe." Zu diesem Zweck glaubte er die Leitseile angebracht.

Der Vater hatte übergroße Geduld mit ihm, aber endlich wurde sein Zustand doch so, daß man ihn nicht mehr behalten konnte. Noch viele Jahre lang, bis zu seinem Tode, sang und spielte er so fort. Oft noch kam er von seiner nahen Heimath singend zu uns, sang, so lange er da war, und ging singend wieder nach Hause.

Es war für uns nichts Außergewöhnliches, einen solchen Menschen um uns zu haben, der Vater hatte eine besondere Anziehungskraft für solche Kranke, und beinahe immer waren auch derartige Gäste bei uns. Dieselben lebten mitten unter

uns und in fortwährendem Verkehr mit uns. Es kam oft vor, daß Besuche keine Ahnung hatten, daß sie in Gesellschaft eines in gelindem Wahnsinn Befangenen am Tische saßen, bis irgend eine That oder eine Aeußerung des Betreffenden sie darauf aufmerksam machte. Der Vater hielt den Umgang mit Kindern für das beruhigendste bei derartigen Kranken, und oft mußten wir dieselben auf ihren Spaziergängen begleiten oder uns mit ihnen in ihrem Zimmer unterhalten. Das war aber kein Zwang für uns, es gab sich alles von selbst und kam uns ganz natürlich vor. Wir lernten unbewußt in die Ideen der Kranken eingehen und machten keinen Unterschied zwischen ihnen und gesunden Menschen.

Ehe wir den größeren Garten hatten und zu dessen Bearbeitung eine Hilfe brauchten, kutschirte der Vater meistens selbst. Ein Mann aus Weinsberg besorgte das Pferd, und hie und da ließ sich der Vater auch durch diesen fahren.

Eines Tages kam ein Freund des Vaters, Dr. Seyffert von Heilbronn, zu Fuß zu uns, der Vater ließ ihn Abends durch den Mann zurückführen. Während der Fahrt unterhielt sich Seyffert mit dem Kutscher. Als sie an dem Heilbronner Kirchhof vorüberfuhren, sagte der Mann: „Schön ist der Heilbronner Kirchhof, das muß man ihnen lassen, aber ihre Gräber machen sie nicht tief genug, das ist ein Fehler.“ — „Was versteht denn ihr davon?“ erwiederte Seyffert. „Das muß ich doch verstehen,“ meinte der Mann, „ich bin ja der Todtengräber Zipperle.“ Seyffert diente es noch lange zur Belustigung, daß der Doctor von Weinsberg den Todtengräber zum Kutscher habe.

Originelle Freunde.

Schon in Welzheim kam ein Schneider aus Neckarsulm zu uns, der uns auch in Weinsberg noch oft aufsuchte. Er hatte viele, aber unschädliche fixe Ideen. Für gewöhnlich verfertigte er aus bunten Tuchlappen Bäusche und Nähkissen, zog damit durch das Land und verkaufte sie. Dem Vater und Karl Mayer, der sich damals in Heilbronn aufhielt, diente er oft als Bote schon von Welzheim aus. Sehr komisch war es, wenn unser Schneider von dem „Commandantsgeist" erzählte, der in ihm wohne, was der ihm gesagt habe, und wie er ganz nach dessen Willen handle. Dem Commandantsgeist war nichts verborgen, und durch denselben glaubte er sich ein Wunder von Verstand. Eine weitere fixe Idee von ihm war, jedes Kleidungsstück, dessen er habhaft werden konnte, heimlich zu zertrennen, das Muster davon abzuschneiden und es dann möglichst schnell wieder zusammenzunähen. Die Landjäger waren sein Schrecken, und er hatte denselben ewige Feindschaft geschworen, denn es kam oft vor, daß er von einem solchen weiter transportirt wurde, bis er wieder in seinem ihm angewiesenen Aufenthaltsort Neckarsulm war.

Mit großer Schadenfreude erzählte er mir einmal, wie er, als er zugleich mit einem Landjäger in einem Wirthshaus übernachtete, sich dessen Rock zu verschaffen gewußt, denselben zertrennt und ein Muster davon abgeschnitten habe. Der Tag hätte ihn bei der Arbeit überrascht, ehe er Zeit gefunden, den Kragen wieder aufzunähen, und er hätte daher denselben mit Leim am Rocke festgeklebt. „Der wird sich schön gefreut haben, wenn er in Regen kam," schloß er diese Erzählung.

Wenn der närrische Schneider längere Zeit nicht kam, so fehlte es dem Vater sehr. Er unterhielt sich gerne mit demselben und erfreute sich an dessen gesundem Mutterwitz, der oft, einem Blitzstrahl gleich, durch seinen umwölkten Geist brach. Als er alt und schwach war, mußte er in Neckarsulm im Armenhaus bleiben; ich durfte ihn noch hie und da mit dem Vater besuchen und bekam als letztes Andenken noch ein schönes buntes Nähkissen von ihm.

Ein Weingärtner Namens Röd ging täglich an unserem Hause vorüber, er war ein fleißiger Mann, aber auch verwirrt im Kopf. Während des Gehens hielt er immer lange Reden und machte alle Familienstreitigkeiten, eingebildete und wirkliche, auf der Straße aus, indem er laut vor sich hinsprach. Seine Reben besorgte er treulich. An einem schönen Frühlingstag, als es ihm bei der Arbeit warm wurde, zog er sein Wams aus und hängte es über einen Weinstock. Beim Nachhausegehen am Abend vergaß er es anzuziehen, obgleich mittlerweilen ein starker Nordwind angefangen hatte zu wehen. Voll Sorge, seine Reben möchten in der kalten Nacht Schaden genommen haben, eilte er am andern Morgen in aller Frühe in den Weinberg hinaus, und richtig alle waren erfroren bis auf den einzigen Stock, über den er sein Wams gehängt hatte. Da fuhr er voll Entrüstung, so daß es in der Nähe arbeitende Weingärtner hörten, seine Rebstöcke an: „So! glaubt ihr, man solle euch auch noch Wämser machen lassen!“ und fing an, einen um den andern an der Wurzel abzuschneiden Kaum gelang es den Nachbarn, den Aufgebrachten etwas zu beschwichtigen und seinem Treiben Einhalt zu thun.

Peter Babel, ein Müller in Bitzfeld, war auch ein Original, das durch jahrelangen Umgang wir als zu uns gehörend betrachteten. Zweimal in der Woche schickte er einen Boten an den Vater mit einem Krankenbericht, der, mit wenig Abwechslung, immer dasselbe enthielt: „daß die Nase trocken, Zunge belegt, Hände und Kniee kalt seien und der „Adam“ (Athem) nicht von unten herauf gehe.“ Auf jeden Bericht verlangte er eine Verordnung. Für den Arzt war es keine Kleinigkeit, immer eine unschädliche und nicht zu theuere Arznei herauszufinden, besonders da keine Krankheit bei ihm zu entdecken war. Zu processiren war ihm ebenso Lebensbedingung. War einer seiner Processe in vollem Gang, so lauteten die Krankenberichte etwas günstiger. In dieser Weise trieb es der Mann mindestens dreißig Jahre lang; sein Vater hatte ihm mehrere Güter und eine stattliche Mühle hinterlassen, allein Alles verzehrten endlich die Apothekersrechnungen und die Proceßkosten. Als keine Mittel mehr vorhanden waren, die Arzneien zu bezahlen, und doch immer noch Krankenberichte kamen, mischte der Vater dem Patienten selbst solche zusammen, die er mit dem gleichen Erfolg nahm, wie die Arzneien aus der Apotheke. Der Vater nahm natürlich nie eine Bezahlung von ihm. Er hatte ihn durch seine Originalität und jahrelangen Umgang lieb gewonnen und betrachtete seine Krankheitsgeschichten als eine unheilbare fixe Idee. Nicht allein als Arzt consultirte Babel den Vater, er zog ihn auch bei allen seinen Processen ins Vertrauen und verlangte Rath von ihm. Leider wurde letzterer, der stets zum Frieden aufforderte, nur selten befolgt. Für uns Kinder war der gute Mann sehr heilsam, denn wir nahmen uns sehr in Acht, ein unbedeutendes Uebel

zu klagen, weil uns dafür von den Eltern sehr leicht der Name „Peter Babel" zu Theil wurde. Dieses Mittel hatte noch für die nachfolgende Generation seine gute Wirkung. Der arme Peter Babel nahm ein trauriges Ende. Als nichts mehr vorhanden war, sein Leben zu fristen, fiel er der Gemeinde zur Last. Mühsam versah er noch längere Zeit das Amt eines Polizeidieners, bis er endlich im Elend starb an der Krankheit, für die kein Kraut gewachsen ist, am Alter.

Als wir einmal mit dem Vater zu Fuß nach Eberstadt gingen, kam uns in der Hälfte des Wegs ein Bote entgegen mit dem Brief eines Patienten. Die Sache erforderte Eile. Umzukehren, um das Recept zu Hause zu schreiben, war nicht mehr möglich, und niemand hatte etwas zum Schreiben dienliches bei sich. Während des Ueberlegens, was zu thun sei, kam ein uns bekannter Weinsberger Weingärtner vorüber, der nach Hause ging. Der Vater frug ihn: „Habt Ihr kein Bleistift und Papier bei Euch, Hansjörg?" — „Das nicht, Herr Doctor, aber ein Stück Kreide." — „So muß diese helfen, kommt her, Hansjörg, haltet mir Eueren breiten Rücken her, auf Euerem blauen Wams läßt sich prächtig ein Recept schreiben. — So, jetzt geht zusammen in die Apotheke nach Weinsberg, und du Bote sorge, daß Niemand dem Hansjörg auf den Rücken klopft."

Beide kamen glücklich in der Apotheke an, und der Apotheker verfertigte unter Lachen die Arznei. Er behauptete nachher, er hätte nicht leicht ein so schön und deutlich geschriebenes Recept des Vaters zu lesen bekommen.

In Sülzbach war ein Schullehrer Namens Wurst, der immer mit seinem Pfarrer (es war aber nicht mehr der

Thalonkel) in Streit lebte. Oft klagte er dem Vater seine Noth, wie feindlich der Pfarrer gegen ihn sei, letzthin habe er ihn mit einem Blick angesehen, wie der „Franz Moor im Don Carlos“. Dieser Schullehrer kam einmal zum Vater, als derselbe auf dem Thurme war. Das Thema über den Pfarrer war erschöpft, und Wurst plagte den Vater mit Fragen über die Farbe der Fahne auf seinem Thurm, was dieselbe zu bedeuten habe ꝛc. ꝛc. Der Vater nahm als Mittel gegen die Langweile den Humor zu Hilfe und erklärte dem Schullehrer, daß jeden Tag andere Farben aufgesteckt würden, gleichsam als ärztliche Berichte und Weisungen an die Chirurgen im Thal. Sei die Ruhr vorherrschend, werde eine rothe Flagge aufgesteckt, beim Gallenfieber eine gelbe, sei die Sterblichkeit groß, eine schwarze. Auf diese Weise malte er die Sache immer weiter aus. Während des Gesprächs kam meine Tante Steinbeis, die auf Besuch bei uns war, auf den Thurm. Der Vater schloß mit den Worten: „Ja, so ist es, Herr Schullehrer, und das ist meine Schwester, Frau Pfarrer Steinbeis.“ — „Sie haben mir viel erzählt, Herr Doctor, und ich habe Ihnen alles geglaubt, aber daß Ihre Frau Schwester Steinbeis heißt, das glaube ich Ihnen nicht,“ war des Schullehrers Antwort.

Unter die Originale zähle ich auch die Frau eines Schmieds in Weinsberg. Dieselbe kam oft zu uns und wurde manchmal zum Kaffee gebeten, besonders wenn Besuche da waren. Sie war eine Elsäßerin und in ihrem siebenzehnten Jahr nach Paris gekommen. Mit großer Lebendigkeit wußte sie den Einzug der Marie Antoinette und die nachfolgenden Hochzeitsfeierlichkeiten zu schildern. Wie durch ein Wunder entkam sie dem Gedränge, das

durch den Einsturz einer Tribüne entstand, und das so viele Menschen das Leben kostete. Einen Theil der Revolution erlebte sie noch in Paris. Sie wußte sehr interessant von dieser Zeit und ihren Schicksalen überhaupt zu erzählen, die sie endlich nach Weinsberg verschlugen. Es war eine sehr nette alte Frau, die sich mit großem Anstand zu bewegen wußte. Ihre Kleidung war ihrem Stande angemessen, aber von der größten Zierlichkeit. Einmal traf sie mit Graf Loeben bei uns zusammen. Dieser unterhielt sich äußerst lebhaft mit ihr und schien bald nicht mehr daran zu denken, daß eine einfache Handwerkersfrau vor ihm saß, so gewandt wußte sie sich auszudrücken in deutscher wie in französischer Sprache, trotzdem daß sie jahrelang ohne Uebung in letzterer geblieben war. Im Laufe der Unterhaltung über französische Sitten und Gebräuche kamen sie auch auf den Tanz zu sprechen, wobei sich die Frau mit großem Entzücken über den Menuett äußerte. Der Graf schlug ihr vor, einige Touren desselben mit ihm zu versuchen. Mit der größten Leichtigkeit bewegte sich die alte Frau in den verschiedenen Wendungen mit dem Anstand einer Dame. Als ihr das Taschentuch entfiel und der Graf es ihr galant überreichte, sagte sie: „Herr Graf, diese Ehre ist zu groß für mich, ich kann es nicht annehmen, es soll sein, wie wenn es nicht geschehen wäre.“ Mit diesen Worten ließ sie es wieder zur Erde fallen und hob es selbst auf.

Es ist schade, daß sie nie mit Graf Helmstädt bei uns zusammentraf, aber als dieser einige Jahre später zu uns kam, hatte die arme Frau ihr sonst so vortreffliches Gedächtniß gänzlich verloren.

Graf Helmstädt war in seinem zwölften Jahre als Page zu Ludwig dem XV. gekommen und, als er uns zum

erstenmale besuchte, etwa 80 Jahre alt. Wenn er von der Pompadour und dem Leben am damaligen französischen Hof als von etwas miterlebtem erzählte und man den rüstigen Greis vor sich sah, so konnte man kaum begreifen, daß seine Jugend in eine, uns so fern liegende Zeit hineinragte. Er hatte ein Gut am Neckar, Hochhausen, das wohl vier Stunden von Weinsberg entfernt ist. Oft kam der alte Mann zu Pferd bei uns an, um nach einigen Stunden wieder zurück zu reiten. So lange er lebte, trank er keinen Wein, selbst der Geruch desselben war ihm widrig. Kaffee genoß er nie, ohne vorher einen Kaffeelöffel voll Salpeter in denselben gethan zu haben. Sein hohes rüstiges Alter schrieb er allein der Enthaltsamkeit von Wein und dem Genusse des Salpeters zu. Er war in seinem Leben nie krank. Seine erste Krankheit war auch seine letzte. Der Vater besuchte ihn während derselben öfters; in seinen Phantasien beschäftigte er sich fast allein mit seiner Jugendzeit.

Eine Gräfin Eckermann-Alisson wohnte auch längere Zeit in Weinsberg und kam täglich zu uns. Es war eine schon alte Frau, der man die Spuren ehemaliger Schönheit wohl ansah. Ueber ihre Vergangenheit war sie sehr geheimnißvoll, und nur aus Andeutungen erfuhr man, daß sie eine politisch Verfolgte war und aus ihrer Heimath vertrieben. Mir erzählte sie einmal, daß einer ihrer Todfeinde ihr auf ihrer Flucht vor einer sehr schmalen Brücke begegnet sei. Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, habe sie ihm zugerufen: „Gib mir deinen Arm, damit ich hinüberkomme.“ Er habe sie hinübergeführt und ihre Flucht ungehindert fortsetzen lassen.

Oft, wenn sie zu uns kam, wickelte sie mit großer

Feierlichkeit aus mehreren seidenen Tüchern eine Spieldose, die sie uns aufspielen ließ. Sie war noch im Besitz verschiedener werthvoller Schmuckgegenstände, als Zeichen besserer Tage. Nirgends hatte sie lange Ruhe. Sie wechselte sehr häufig ihren Aufenthaltsort und starb endlich in Stuttgart. Dem Vater wurde nach ihrem Tode auf ihren Wunsch die Spieldose zugeschickt. Dieselbe ist in meinem Besitz.

Selbst ihre nächste Umgebung wurde nie über das Geheimniß ihrer Person und ihrer Schicksale aufgeklärt. Es hieß, ihr Mann sei in Schweden hingerichtet worden, und bei ihr hätte man nach ihrem Tode eine um ihren Leib festgeschmiedete Kette gefunden.

Ehe diese schwedische Gräfin zu uns kam, war auch der 1809 vertriebene schwedische König Gustavsohn beim Vater gewesen. Uns war es unbegreiflich, daß der schlichte Mann mit dem Ränzchen auf dem Rücken und einem Stock in der Hand ein König gewesen sein solle. Er war einige Stunden bei uns, unterhielt sich mit dem Vater über seine Schicksale und wie er um den Thron gekommen, ging mit ihm auf die Burg und zog dann einsam seinen Weg weiter.

Theobald hatte einen guten Freund an Oberamtspfleger v. O., an dessen Haus ihn täglich sein Weg zur Schule vorüberführte. Wenn die Schulstunde heranrückte, lag der Herr Amtspfleger schon unter dem Fenster seiner Parterrewohnung, um auf Theobald zu warten und seinen Spaß mit ihm zu haben. In den Freistunden war Theobald oft bei ihm, Olnhausen hatte selbst keine Kinder, war aber ein großer Kinderfreund. Das Leben der Frau v. O. war uns immer sehr geheimnißvoll. Wir sahen sie fast nie, sie bewohnte die Zimmer des ersten Stocks,

und die Sage ging, ihr Adel sei so alt und sie so vornehm, daß sie nicht mit gewöhnlichen Menschen umgehen könne. Er war ein origineller Mann, der besonders viel auf seine Toilette hielt, deren Zierlichkeit sich auch auf sein Reitpferd erstreckte. Wir bewunderten ihn sehr, wenn er seinen täglichen Spazierritt machte, auf einem lichtbraunen Pferd mit grün angestrichenen Hufen, einem ganz mit weißen Muscheln besetzten Zaum und bunter Schabracke. Der Reiter selbst trug eine zierliche Kappe von Goldleder, auf der Brust eine prächtige Nadel mit grünem Stein, eine blauseidene und darüber eine weiße Weste, eine prachtvolle goldene Kette mit einem großen Cachet daran und einen hellbraunen Rock. Die Blume hinter dem Ohr durfte, so lang es die Jahreszeit erlaubte, nie fehlen. Das Beste aber war sein liebes, freundliches Gesicht, das im Alter noch blühend aussah. Wir hatten ihn alle lieb, aber Theobald nannte ihn mit Stolz seinen Freund.

Sein Diener hieß Speckmaier, ein grimmig aussehender Mann, mit einem weit herabhängenden, weißen Schnurrbart. Wenn er guter Laune war, erzählte er uns von seinen Kriegsfahrten; seine Frau war uns sehr merkwürdig, weil sie als Marketenderin auch dabei gewesen war, was man ihr noch ansah.

Das Leben im Elternhause.

So glücklich wir mit unserem kleinen Haus waren, konnten wir es uns doch nicht verhehlen, daß der Raum zu beschränkt war trotz der Zimmer im Gartenhaus und Thurme. Der Gäste wurden es immer mehr, und wenn

auch das Haus, wie einmal ein Freund behauptete, gleich Gummi=Elastikum sich ausdehnen ließ, so kam es doch oft vor, daß wir uns mit den Eltern auf der Bühne zur Ruhe begaben, was uns Kindern der Veränderung wegen zwar viele Freude machte, vor den Gästen aber sorgfältig geheim gehalten wurde.

An einem Sonntag Nachmittag, als das Haus wieder mit Besuchen angefüllt war, fand man Theobald auf dem Simsen außerhalb des Parterrezimmers sitzend. Er erklärte auf Befragen, warum er das thue, er finde ja doch im ganzen Haus keinen Platz.

Ein alter treuer Freund des Vaters war Maler Wagner von Heilbronn, ein origineller, talentvoller Mann. Eigentlich war er Decorationsmaler, versuchte sich aber auch im Porträtiren. Es fehlte seinen Bildern an feinerer Auffassung, der Decorationsmaler verleugnete sich nicht; aber mit unverkennbarem Talent gelang es ihm, die Personen ähnlich darzustellen. Den Vater malte er auch in Oel, das Bild ist roh gehalten, aber ähnlich muß es doch gewesen sein, denn ein Kind, das einmal in das Zimmer kam, in dem das Bild hing, wurde ganz ängstlich und wollte schnell wieder fort. Als es nachher gefragt wurde, warum es nicht länger geblieben sei, sagte es: „Der Doktor hat zu einem Fenster in der Wand herausgesehen und mich immer angeguckt, da habe ich mich gefürchtet.“

Dieser Maler Wagner entwarf den Plan zu einem Anbau an das Haus gegen den Garten hin im Schweizerhausstil. Das Gebäude wurde in Heilbronn auf einem Zimmerplatz am Neckar gezimmert und auf Wagen herausgeführt. In einem Tag stand es aufgerichtet da. Es enthielt ein größeres, auf drei Seiten von einer Galerie um=

gebenes Zimmer und eine Speisekammer. Ein Treppe höher befand sich ein kleines, gewölbtes Zimmer, welches seiner Form wegen „der Sarg“ genannt wurde.

Aus einer eingegangenen Kirche in Eschenau erhielt der Vater ein schönes Kruzifix, das in der Mitte der Außenwand des Schweizerhauses befestigt wurde und über das der Vater die Worte schreiben ließ:

„In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Bald wuchsen wilde Reben an dem Anbau herauf, und immer heimischer wurde unser kleines Eigenthum, von dem nicht nur wir entzückt waren.

Ich weiß nicht, was schöner war, die Abende auf dem Thurm mit dem vom Mondschein verklärten Garten, dem Haus und dem Christusbild vor sich, oder die Morgen unter dem Apfelbaum zunächst dem Christusbild, die Mittage in dem rebenumwachsenen Laubgang oder auch im Schweizerhaus, meistens im Kreise geistreicher Männer und Frauen.

Einmal, als in späteren Jahren mehrere Dichter, Graf Alexander von Württemberg, Lenau, Arthur Schott, Rosa Maria, in dem Laubgang beisammen saßen und manches Gedicht vorgelesen wurde, kam der Knecht (aber nicht der Adam) mit einem grauen Papier in der Hand herein und sagte, man werde ihm wohl erlauben, da hier so viel gedichtet und vorgelesen werde, auch ein Gedicht zu bringen, das er auf des Herrn Doktors Pferd gedichtet hätte. Er las es vor und ging, stolz auf das Lob, das er eingeerntet, wieder fort. Leider ist das Gedicht der Vergessenheit anheimgefallen.

Später hatten wir einen Kutscher, der ein Predigtbuch schrieb, ob und wo dasselbe gedruckt herausgegeben wurde, konnte ich nicht erfahren.

Oft kam es vor, daß vor unserem Haus mehr Gefährte standen, als vor dem Gasthof, und der Wirth war oft von Neid erfüllt, daß er nur Pferde und Kutscher statt der Herrschaften als Gäste hatte.

Es kam einmal ein Handwerksbursche des Weges daher, sah mehrere Chaisen vor dem Hause stehen, dazu die weitgeöffnete Thüre und Leute aus- und eingehen. Er glaubte sich vor einem Gasthaus und stieg die Treppe herauf. Die Gäste hatten sich in den Gärten zerstreut, die Mutter aber war noch mit Aufräumen beschäftigt. Der Handwerksbursche trat in das Zimmer des Schweizerhauses (das sogenannte Altanenzimmer), legte seinen schweren Bündel ab und setzte sich wegemüde an den Tisch mit den Worten: „Frau Wirthin, einen Schoppen.“ Die Mutter stellte ihm freundlich Wein und Brod hin, setzte sich zu ihm und frug nach seiner Heimath und seinen Eltern. Dem armen Burschen ging das Herz auf. Als er sich gehörig gestärkt und ausgeruht hatte, sagte er: „Und nun die Zeche, Frau Wirthin?“ — Wie war er aber erstaunt, als die Mutter ihm sagte, daß er in keinem Gasthaus gewesen sei; tief gerührt und noch reich beschenkt von ihr, setzte er seinen Weg weiter fort.

Viele müde Wanderer fanden Obdach und Erquickung in dem kleinen Haus an der Weibertreu. Wie manchen wurde das Bitten erspart, sie wurden hereingerufen und mit Speise und Trank bewirthet. Die bayerischen Soldaten, die ihr Weg von Alt- nach Rheinbayern in oder aus dem Urlaub durch Weinsberg führte, sahen oft verwundert auf, wenn sie, müde und bestaubt, am Haus vorüberkamen und der Mutter oder des Vaters freundliche Stimme ihnen zurief: „Habt ihr Durst? Kommt herein, ihr bekommt

zu trinken.“ Bald saßen sie dann fröhlich um einen Tisch im Garten oder im Haus und ließen sich's schmecken.

Zur Zeit, als die vertriebenen Polen durch Württemberg kamen, fand Jeder eine freundliche Aufnahme auf Tage, Wochen und Monate.

Menschen jedes Standes, jeder Nation und jedes Glaubens wurden mit derselben Liebe aufgenommen.

Ich erinnere mich noch gerne, doch das fällt in eine spätere Zeit, eines mit Handschuhen handelnden Tyrolers, der jedes Jahr zu uns kam und den der Vater sehr lieb hatte. So oft er kam, wurde er zu Tisch geladen. Einmal traf er mit Prinz Adalbert von Bayern bei uns zusammen. Mancher hätte gezaudert, den hochgebornen Prinzen und den Mann aus dem Volke an einem Tische zu vereinen, der Vater aber sagte zu Prinz Adalbert: „Königliche Hoheit, hier ist ein alter Freund von mir und ein Landsmann von Ihnen. So oft er kam, hat er an meinem Tisch gegessen, und gewiß haben Sie nichts dagegen einzuwenden, wenn es auch heute geschieht.“

Der Prinz ging auf die freundlichste Art darauf ein und erfreute sich an der gescheiden und gemüthlichen Unterhaltung des Tyrolers.

Der Besuch junger Männer erfreute den Vater sehr. In den Ferienzeiten war Weinsberg ein wahrer Wallfahrtsort. Aus der Nähe und Ferne kamen Studenten angerückt. Mancher wollte auf eine Stunde einkehren und blieb Tage und Wochen. Viele suchten nicht nur den Dichter auf, sie wollten auch den Magier und Geisterseher kennen lernen, von welchem sie sich schon im Voraus ein Bild entworfen hatten. Einen düsteren, feierlichen Mann glaubten sie zu finden, mit dem man nur ernsthafte Gespräche

führen dürfe, und ein stattlicher Mann trat ihnen entgegen, welchem die Herzensgüte und Milde aus dem Gesicht sprach und der ihnen den freundlichsten Willkomm bot.

Da fiel Manchem ein Stein vom Herzen, daß er sich geben durfte, wie er war, denn das fühlte ein Jeder, daß in des Vaters Nähe alles Erkünstelte und Gezwungene weichen mußte.

Waren mehrere junge Leute beisammen, so betheiligte er sich meistens nicht besonders lebhaft bei der Unterhaltung, er saß still dabei und ließ sich erzählen. Sein Stillschweigen war aber nicht störend, man sah, daß er doch dem Gespräch folgte, und oft mischte sich unversehens sein Humor dazwischen, mit dem er Alles zu beleben wußte. Dieser, der sich schon in den Reiseschatten kund gab, blieb ihm bis in das hohe Alter getreu. Auch durch die trübsten Wolken konnte man sein Blitzen noch sehen.

Besonders gewann er sich auch dadurch die Herzen der Jugend, daß er gleich das bei Jedem herauszufinden wußte, für das er am meisten Talent und Interesse hatte und die Unterhaltung so zu lenken verstand, daß Jeder sein Bestes geben konnte. Das geschah aber ohne Absicht von des Vaters Seite, es trieb ihn sein reiches Gemüth und edles Herz dazu. Es wurde oft behauptet, daß man in seiner Nähe nur gut denken könne.

Reisen.

Eines Tages fuhr ein stattlicher Reisewagen an unserem Hause an, ein sehr eleganter schöner Herr sprang heraus und wurde vom Vater mit lautem Jubel bewillkommt.

Es war Varnhagen von Ense, der mit seiner Frau, der bekannten geistreichen Rahel, uns zu besuchen kam. Eine polnische Generalin, deren Namen ich vergessen habe, begleitete sie; diese war eine noch junge, schöne Frau, und ich konnte es mir zuerst nicht reimen, daß die alte korpulente Dame die Frau von dem im Verhältniß zu ihr noch jugendlichen Mann sein soll, die Generalin kam mir viel passender dazu vor. Sie blieben den Tag über bei uns und nahmen den Eltern das Versprechen ab, sie in Baden-Baden, wohin sie zu einem längeren Aufenthalt gingen, zu besuchen. Der Vater war sehr glücklich über den Besuch seines alten Freundes, und sobald er abkommen konnte, reiste er mit der Mutter, Theobald und mir (Emma war noch zu jung, um sie mitnehmen zu können) ihm nach. Wir mietheten einen Wagen von Heilbronn und nahmen den Weg über Wildbad, das der Vater aus alter Anhänglichkeit mit der Mutter gerne wieder besuchte. Dort blieben wir über Nacht und kamen des andern Tags früh in Baden an. Es war ein heißer Tag; sobald wir Quartier gefunden hatten, kleideten wir uns um und suchten Varnhagens auf. Er war nicht zu Haus, nur Rahel, die uns sehr freundlich empfing und uns zur Erfrischung mit Himbeeressig bespritzte, was eine unglückliche Sache für Theobalds neue grüne Blouse war, die durch den Himbeeressig voll rother Flecken wurde. Hätten wir den Himbeeressig zu trinken bekommen, würde er uns mehr erfrischt haben, und die Blouse wäre ohne Schaden geblieben. Bald darauf kam Varnhagen nach Hause, er mußte irgend einen vornehmen Besuch gemacht haben, seine Brust war mit Orden bedeckt; es imponirte mir sehr, als er dieselben ganz gleichgültig abstreifte und auf die Seite legte, wie wenn er sich

von einer unangenehmen Last befreien wollte. Wir brachten den Abend mit Varnhagens und der Familie v. Cotta zu. Der alte Herr v. Cotta, mit welchem der Vater schon längst befreundet war, erzählte für uns sehr unterhaltend, wie hart er es in seiner Jugend gehabt habe, wie einfach es in seinem elterlichen Hause zugegangen, wie bescheiden er in seiner Kleidung gehalten worden sei, der zum drittenmal gewendete Rock sei endlich an ihn gekommen. Ein großer, grau leinener Regenschirm, unter dem aber bequem drei Personen Platz gehabt, habe zum Gebrauch für die ganze Familie gedient. Wir hatten schon von lange her einen großen Respekt vor Cotta, als dem zur damaligen Zeit ersten Buchhändler und Verleger Deutschlands, und erfreuten uns sehr an seinen Erzählungen. Den folgenden Tag durften wir zum erstenmal in unsrem Leben an einer table d'hôte essen. Ich kam mir sehr vornehm vor, was aber meinem Appetit durchaus keinen Eintrag that; den Theobald konnte ich nicht begreifen, wenn die Kellner kamen und ihm etwas anboten, nickte er nur stolz mit dem Kopf und ließ alle Speisen an sich vorüber gehen. Als man ihn nach Tisch frug, warum er denn nichts gegessen habe, meinte er: ein Jeder könne so schöne Speisen essen, aber nicht Jeder sei im Stande, sie auszuschlagen. Gegen Abend wurde eine Fahrt auf das Jägerhaus mit Varnhagens, Cotta's und der polnischen Gräfin in mehreren Wagen gemacht; nachdem man sich an der Aussicht erfreut hatte, setzte man sich im Freien zum Kaffee. Varnhagen forderte die Mutter auf, einzuschenken, die Generalin aber bat, es ihr zu überlassen, sie mache für ihr Leben gern die Wirthin. Kaum hatte sie ihr Werk begonnen, als sie, ich weiß nicht, wie es kam, die Milchkanne umstieß und im

Bestreben, diese noch zu halten, auch die Kaffeekanne umwarf. Beides floß zusammen unter den Tisch; in der Nähe waren einige Jagdhunde, die schnell herzusprangen, um die Milch aufzulecken, aber mit solch großem Ungestüm unter den Tisch fuhren, daß die ganze Gesellschaft in Gefahr kam und ein gewaltiger Tumult entstand. Nachdem wir uns wieder beruhigt hatten, wurde aufs Neue Kaffee bestellt, und Varnhagen meinte, mit einem spöttischen Seitenblick auf die Generalin, um gewiß zu einem Kaffee zu kommen, sollte sich dießmal die Mutter das Amt der Wirthin nicht nehmen lassen; die Generalin bat aber flehentlich, sie nicht so zu demüthigen, sondern es ihr noch einmal anzuvertrauen. Sie vollzog auch dießmal ihre Aufgabe mit großer Grazie. Dieser Zwischenfall erregte viel Heiterkeit, und die Generalin wurde sehr geneckt. Von der Rahel habe ich nur noch im Gedächtniß, daß sie mir zuerst sehr alt und häßlich vorkam, aber bald nahm sie mich ganz gefangen durch ihre große Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit; ich war leider noch zu jung, um ihren Geist und ihr Wissen gehörig würdigen zu können.

Auf dem Rückweg von Baden kamen wir über Maulbronn; wir besahen das schöne Kloster, und der Vater führte uns an alle Stellen, die ihm aus seiner Kindheit noch im Gedächtniß waren.

Theobald war sehr befreundet mit einem Knaben seines Alters, ich mit dessen Schwester. Ein Onkel von diesen, der Apotheker in Neckargmünd war, lud uns ein, gemeinschaftlich unsere Ferien bei ihm zuzubringen. Zur damaligen Zeit dachte man noch an keine Eisenbahn, man ließ deß-

halb einen Kutscher von Heilbronn mit einem Einspänner kommen, in welchen man uns vier Kinder setzte. Ich war das älteste und zählte kaum elf, meine Gespielin zehn und die Knaben acht Jahre. Man versah uns mit Proviant, und wir hatten eine gar lustige Fahrt über Heilbronn, Fürfeld und Sinsheim; es war beinahe eine Tagreise. Der Kutscher machte in Sinsheim Mittag, und wir hatten eine lange Berathung, was wir im Gasthof uns wollten geben lassen, wobei wir den Kostenpunkt auch im Auge behielten. Endlich vereinigten wir uns dahin, für die Person ein Ei und Brod zu fordern. Wir konnten nicht begreifen, warum man uns so langsam und ungern bediente, überhaupt waren wir mit dem Gasthof nicht ganz zufrieden, und ich schrieb im ersten Brief nach Hause, es sei doch etwas sehr theueres um das Reisen, man habe uns zusammen für die Eier und Brod dreizehn Kreuzer abgenommen.

In Neckargmünd wurden wir freundlich empfangen. Ich sah aber erst später ein, daß wir in das kinderlose Haus doch eine große Unruhe gemacht haben mochten, weniger Gustav und Karoline, als Theobald und ich, die wir ziemlich unruhig waren.

Theobald machte sich viel in der Apotheke zu schaffen, was ihm aber niedergelegt wurde, als er beinahe das Haus in die Luft gesprengt hätte. Er wußte sich vom Gehilfen Knallsilber zu verschaffen, legte dasselbe in einen Mörser, um es zu zerstoßen, und führte dadurch eine solche Explosion herbei, daß die ganze Nachbarschaft zusammenlief und wir starr vor Schrecken waren. Theobald blieb zum Glück unverletzt.

Von dieser Unthat an plagte uns beide das Heimweh, der Schrecken war zu groß gewesen. Unsere Gastfreunde

boten indessen alles auf, uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Wir kamen auf das Heidelberger Schloß, durften die Wasserwerke in Schwetzingen bewundern und in Neckarsteinach, wo wir einen Tag bei alten Bekannten des Vaters waren, selbständig auf den Burgen herumklettern.

Der Heimweg war nicht mehr so lustig, als die Ausfahrt, denn wir mußten denselben unter Begleitung zurücklegen. Seit der Knallsilberexplosion kamen wir uns überhaupt nicht mehr so erwachsen vor, als vorher.

Theatralische Genüsse.

Nicht nur Dichter und Schriftsteller, auch Künstler höheren und niederen Ranges durften sich der Gastfreundschaft der Eltern erfreuen.

Oft kamen herumziehende Schauspielertruppen nach Weinsberg und schlugen meistens im Gasthof zur Traube ihre Bühne auf. Nothgedrungen mußte man Billete nehmen, und wir Kinder durften dieselben meistens benützen. Die Eltern, besonders der Vater, besuchten aber auch hie und da das Theater. Dieser, der nie mehr in ein großes Theater zu bringen war, fand oft Gefallen an solchen Vorstellungen.

Oft wurden die Schauspieler, wenn es anständige Leute waren, zu Tische geladen, und es war beiden Eltern ein großer Genuß, zu sehen, wie es ihnen, die oft kaum das tägliche Brod hatten, schmeckte.

Glaubte der Vater bei dem einen oder dem andern eine bessere Befähigung zu entdecken, so gab er diesem Em=

pfehlungen an größere Theater mit, und es wurde dadurch manches Talent vom Untergang gerettet.

Noch mehr Interesse hatte der Vater, wenn Marionetten kamen. Diese Vorliebe schrieb sich bei ihm schon von früherer Zeit her. Ich erinnere mich noch aus späteren Jahren einer solchen Vorstellung lebhaft, der ich mit dem Vater, Lenau und einigen Heilbronner Bekannten beiwohnen durfte. Es wurde der „Don Schwank“ (Don Juan) gegeben. Durch des Vaters und Lenau's humoristische Einfälle blieb uns dieser Abend unvergeßlich.

Einmal kam eine kleine Truppe Schauspieler nach Weinsberg; der Director derselben ließ in der Schule bekannt machen, daß diejenigen Mädchen, welche weiße Kleider besäßen und Lust dazu hätten, bei der nächsten Vorstellung mitspielen dürften. Es meldeten sich acht Mädchen, darunter auch ich. Wir kamen nach Vorschrift in weißen, mit schwarzen Bändern verzierten Kleidern. Die Knaben, die mitwirkten, gaben es einfacher, denn sie hatten die Hemden über den Beinkleidern an. Es wurden die Hussiten vor Naumburg gegeben. Naumburg war in Gefahr, und wir mußten den feindlichen Feldherrn rühren, vor ihm auf die Kniee fallen und „Genade, Genade!“ rufen. Ich zerfloß fast in Thränen, bis das harte Herz des Feldherrn erweicht war, und kam ganz krank durch den Jammer nach Haus.

Damals sah ich auch die Ahnfrau von Grillparzer. Das Stück machte großen Eindruck auf mich, besonders als die Ahnfrau mit den tragischen Worten:

„Oeffne dich, du stille Klause,
Denn die Ahnfrau geht nach Hause“

verschwand, und gewiß wäre mir, als ich in meinem einsamen Zimmer war, das Gruseln angekommen, wenn ich

nicht noch zur rechten Zeit von meinem Fenster aus in dem gegenüber stehenden Hause die Ahnfrau erblickt hätte, wie sie, entkleidet des schwarzen Gewandes und weißen Schleiers, am Herde stand und sehr hausmütterlich einen Topf Kartoffeln zum Feuer stellte.

Die kleine Emma war mit den Töchtern des Gastwirths, bei dem die Bühne aufgeschlagen war, sehr befreundet. Diese hatten reichliche Gelegenheit, die verschiedensten Stücke aufführen zu sehen, sich selbst fürs Theater zu begeistern und dieselbe Begeisterung bei ihrer Freundin wach zu rufen.

Einmal kam Emma in Thränen nach Haus und erzählte auf der Mutter Befragen, sie hätten Theater gespielt und die Räuber gegeben, aber sie thue nicht mehr mit, die Mädchen seien zu dumm. Sie sei der „brennige Thurm" gewesen, da, wie sie am ärgsten gebrannt habe, seie die Emilie hergekommen und hätte gesagt: „Was ist denn das für eine schöne Jungfer?" und sie seie doch so ein deutlicher brennender Thurm gewesen, hätte ein rothes Tuch über den Kopf gehängt und immer „tsch, tsch" gemacht. Trotzdem hätte sie die dumme Emilie für eine Jungfer gehalten.

Der Vater erfreute sich an dieser Shakespearischen Darstellung.

Es kam auch oft vor, daß eine Schauspielertruppe durch Schulden festgehalten wurde und die Weinsberger junge Welt aufs Vaters Anregung die Bretter betrat, um die Armen loszukaufen und ihnen noch ein Zehrgeld auf den Weg zu geben.

Im Winter wurden auch manchmal Liebhabertheater veranstaltet. Der Saal in der Traube mit dem schönen Kronleuchter wurde durch ein Seil in Bühne und Zuschauer-

raum abgetheilt und unverdrossen darauf losgespielt. Einmal durfte ich auch hier mitwirken. Den Titel des Stückes weiß ich nicht mehr. Ich kam als Amor gekleidet, um die Herzen harter Verwandter zu Gunsten zweier Liebenden durch rührende Verse zu erweichen, und kam mir sehr schön vor in weißem Kleid, lockigem Haar und goldenen Flügeln; Köcher und Bogen fehlten natürlich nicht. Ich führte meine Rolle gut durch, die Verwandten gaben nach, und Alles wurde zu glücklichem Ende geführt. Das trennende Seil wurde hierauf losgemacht, und Schauspieler und Publikum vermischten sich im fröhlichen Tanz.

Wir Mädchen unter einander spielten leidenschaftlich Theater. Kein dazu halbwegs geeigneter Raum blieb von uns verschont. Endlich wurde im F.schen Hause eine wirkliche Bühne aufgeschlagen. Es wurden meistens Stücke aus „Weiße's Kinderfreund" aufgeführt, in denen nicht nur wir Mädchen, sondern auch die Knaben aus näher stehenden Familien mitwirkten. Die Knaben kamen aber, auch wenn sie in der höchsten Ekstase sein sollten, nicht aus ihrem Schulton heraus, wir Mädchen gaben unsere Rollen entschieden besser. Die gute Sophie F. hatte viel Arbeit mit der Auswahl der Stücke und der Leitung der Proben, besonders, da es auch nicht immer friedlich dabei ablief. Die Knaben waren oft sehr ungeschliffen und grob. Einmal sollte ich in der Titelrolle der „kleinen hübschen Putzmacherin" auftreten. Die Knaben schrieben jedesmal die Theaterzettel und brachten sie in die Häuser. Welche Entrüstung befiel mich aber, als auf dem mir gebrachten Theaterzettel „die kleine häßliche Putzmacherin" zu lesen war. Sophie F. hatte genug zu thun, die beleidigte Prima Donna so weit zu versöhnen, daß sie dennoch in ihrer Rolle auftrat.

Der Vater besuchte fleißig unser Theater und hatte seine Freude daran, aber gedemüthigt konnte man auch gehörig von ihm werden. Als ich einmal in einem Zwischenakt vor einem besonders großen Publikum den Monolog aus Maria Stuart deklamiren sollte und in der Angst meines Herzens anfing:

„Lebt wohl, ihr Krotten,“

rief der Vater dazwischen: „Sage lieber auch noch Frösche.“ Das betrübte und deprimirte mich aufs Aeußerste.

Es ging nicht leicht ein Vater und dazu ein so vielbeschäftigter mit solcher Lust in die Unterhaltungen und Spiele seiner Kinder ein, wie er.

Oefters brachte er uns vom Markt einen kleinen Teufel von Glas, welchen man in eine Flasche Wasser sperrte, die fest zugebunden wurde. Durch einen Druck auf die obere Fläche der Flasche konnte man verschiedene Bewegungen des Teufels hervorbringen. Der Vater würzte dieselben mit lustigen und schauerlichen Zwiegesprächen zwischen dem Teufel und einem vermeintlichen Beschwörer.

Auch beim Schattenspiel gab er uns immer dramatische Vorstellungen zur Erläuterung der Bilder.

Die Papierdrachen.

Ein weiteres Vergnügen gewährte uns auch, daß der Vater von Ludwigsburg her sich die Kunst bewahrt hatte, schöne hochsteigende Papierdrachen zu verfertigen. Vom Thurm aus konnte man sie in alle Höhen steigen lassen, und oft blieben sie stundenlang, ein Spielzeug des Windes, in der Luft schweben, wenn die Schnur des Drachen festgebunden war. Oft schnitt der Vater Figuren aus schwarzem Papier

aus, Teufel, Hexen ꝛc., die man durch die Schnur zog und die dann mit rapider Schnelligkeit zum Drachen hinauffuhren.

Es war nicht nur eine Belustigung für uns Kinder, sondern der Vater gab sich auch mit Vorliebe damit ab. Ja, als in spätern Zeiten Graf M. mit seiner Frau längere Zeit bei uns waren, diente diesem das Steigenlassen der Drachen sehr zur Unterhaltung. Einmal lief Graf M. mit einem solchen, der durchaus nicht in die Höhe wollte, unweit unseres Hauses auf der Oehringer Straße, als ein Reisewagen des Weges kam, in welchen der eigensinnige Drache ohne Weiteres hineinfuhr. Schnell sprang der Graf dem bedrohten Reisenden zur Hülfe und erkannte in ihm den Fürsten von Hohenlohe-Oehringen. Den beiden Herren, die nur gewöhnt waren, sich auf Hoffesten zu begegnen, war das ein überraschendes Zusammentreffen.

Weinsberger Herbstfreuden.

Die Weinlese war eine fröhliche Zeit für uns; wir hatten zwar keinen eigenen Weinberg, aber dennoch gingen wir an jedem schönen Tag, Theobald mit einem Butten und ich mit einem Kübelchen, in Weinberge von Bekannten. Meistens war ein großer Kinderkreis dort versammelt. Unsere Hülfe bei der Arbeit war nicht bedeutend, die Knaben hatten zu viel mit Schießen, wir Mädchen mit dem Essen der Trauben und der Unterhaltung des Feuers, welches in keinem Weinberg fehlen durfte, zu thun. Wir tanzten fröhlich um dasselbe herum, und die Knaben setzten einen Ruhm darein, es kühn zu überspringen. Aus allen Weinbergen schallte Gesang, Jauchzen und das Knallen der Pistolen.

Die Weingärtner haben, wie die Tyroler, ihren eigenen Jauchzer, der weithin durch die Berge schallt. Der Buttenträger ist zugleich der Spaßmacher und muß sich viele Neckereien der Leserinnen gefallen lassen. Er sucht sich aber dafür dadurch zu rächen, daß er ihnen so unbemerkt als möglich eine Art Feuerwerk, Frösche genannt, vor die Füße wirft. Dieß hat nothwendiger Weise, auch wenn der Schrecken nicht so heftig war, großes Geschrei und Aufregung zur Folge. Diejenige Leserin, welche einen Weinstock nicht pünktlich ableert, erhält vom Buttenträger einen leichten Schlag mit seiner Pritsche, was wieder vielfaches Gelächter verursacht. Der Buttenträger ist stolz auf seine, von den Mädchen reich mit Bändern verzierte Mütze und auf seinen sogenannten „Butzen", einen an einen Stock gebundenen großen Strauß von Trauben, Laub und Blumen. Dieser wird in den Butten gesteckt, aus dem er hoch hervorragt. Ist der Butten gefüllt, so läßt der Buttenträger einen lauten Jauchzer erschallen, steigt rasch mit seiner Last den Berg hinab und leert die Trauben in einen Zuber, in welchem sie von einem Knaben zertreten werden. Dieses anzusehen, könnte einem wohl die Lust nehmen, süßen Wein zu trinken, aber „es geht in den Herbst", man macht sich nichts daraus.

Kommt der Mittag, so lagert man sich, und es wird sogenannter „Lukeleskäs" gegessen und Wein dazu gereicht; warme Speisen gibt es hier nicht. Bis es dunkelt, wird fortgearbeitet. Für den Heimweg werden Fackeln angezündet, und Arm in Arm ziehen die Leserinnen mit Gesang, die Buttenträger voraus, vor das Haus des Weinbergbesitzers, vor welchem noch gesungen und getanzt wird. Je besser das Weinjahr, desto größer der Jubel.

In diesen stimmten auch wir Kinder aus vollem Herzen mit ein.

Es geht in Weinsberg die Sage, daß in einem Hause der unteren Straße, in dem sich eine Kelter befindet, in den Nächten vom Christtag bis zum Erscheinungsfest sich ein Schaffen hören lasse, wie wenn große Vorbereitungen auf einen reichen Herbstsegen gemacht würden. Man soll ein Klopfen hören, wie wenn Bütten zur Aufbewahrung von Trauben und Fässer für den neuen Wein hergerichtet würden. Mit großer Begierde wird diesen Tönen gelauscht, sollen doch diese Vorbereitungen für das kommende Jahr einen reichen Herbst bedeuten.

Bald verbreitet sich dann auch die Kunde: „Das Klopferle hat tüchtig geschafft, freuet euch, der Heurige wird gut.“

Diese Sage hat Ludwig Uhland in dem bekannten Gedicht besungen:

Die Geisterkelter.

Zu Weinsberg, der gepriesnen Stadt,
Die von dem Wein den Namen hat,
Wo Lieder klingen schön und neu,
Und wo die Burg heißt Weibertreu:
Bei Weib und Wein und bei Gesang
Wär' Luthern dort die Zeit nicht lang,
Auch fänd' er Herberg und Gelaß
Für Teufel und für Dintenfaß,
Denn alle Geister wandeln da;
Hört! was zu Weinsberg jüngst geschah.

Der Wächter, der die Stadt bewacht,
Ging seinen Gang in jener Nacht,

In der ein Jahr zu Grabe geht,
Und gleich ein andres aufersteht.
Schon warnt die Uhr zur Geisterzeit,
Der Wächter steht zum Ruf bereit.
Da, zwischen Warnen, zwischen Schlag,
Am Scheideweg von Jahr und Tag,
Hört er ein Knarren, ein Gebraus,
Genüber öffnet sich das Haus,
Es sinkt die Wand, im hohlen Raum
Erhebt sich stolz ein Kelterbaum,
Und um ihn dreht in vollem Schwung
Sich jauchzend, glühend Alt und Jung,
Und aus den Röhren, purpurhell,
Vollblütig springt des Mostes Quell;
Ein sausend Mühlrad, tobt der Reih'n,
Die Schaufeln treibt der wilde Wein.
Der Wächter weiß nicht, wie er thu,
Er kehrt sich ab, den Bergen zu:
Doch ob der dunkeln Stadt herein
Erglänzen die in Mittagsschein,
Des Herbstes goldner Sonnenstaub
Umwebt der Reben üppig Laub,
Und aus dem Laube winkt hervor
Der Winzerinnen bunter Chor;
Den Trägern in den Furchen all
Wächst über's Haupt der Trauben Schwall,
Die Treterknaben sieht man kaum,
So spritzt um sie der edle Schaum.
Gelächter und Gesang erschallt,
Die Peitsche klatscht, der Puffer knallt.
Wohl senkt die Sonne jetzt den Lauf,

Doch rauschen Feuergarben auf
Und werfen Sterne, groß und licht,
Dem Abendhimmel ins Gesicht.
Da dröhnt der Hammer dumpf und schwer,
Zwölfmal vom grauen Kirchthurm her.
Der Jubel schweigt, der Glanz erlischt,
Die Kelter ist hinweggewischt,
Und aus der stillen Kammer nur
Glimmt eines Lämpchens letzte Spur.
Der Wächter aber singet schon
Das neue Jahr im alten Ton,
Doch fließet ihm, wie Honigseim,
Zum alten Spruch manch neuer Reim.
Er kündet froh und preiset laut,
Was ihm die Wundernacht vertraut,
Denn, wenn die Geisterkelter schafft,
Ist guter Herbst unzweifelhaft.

Da klopft's ihm auf die Schulter sacht,
Es ist kein Geist der Mitternacht;
Ein Zechgesell, der keinen glaubt,
Begrüßt ihn, schüttelnd mit dem Haupt:
„Der Most in deiner Kelter war
Vom alten, nicht vom neuen Jahr.“

Diesen Schluß wird in Weinsberg freilich kein richtiger Weingärtner anerkennen.

Als wir erwachsen waren, brachte die Herbstzeit uns noch immer dieselben Freuden, ja sie wurden immer schöner.

Wir zogen nicht mehr mit Butten und Gölten aus, sondern ließen uns in Herbstgesellschaften einladen, in welchen aber noch die gleiche Harmlosigkeit herrschte, wie früher. Alle Gäste, die man hatte, waren in die Einladung eingeschlossen, und an solchen fehlte es nie. Der Herbst brachte stets einen Zusammenfluß von Fremden nach Weinsberg, besonders von Studenten; kaum eine der besseren Familien daselbst war in dieser Zeit ohne Besuch von solchen. Sie trugen auch am Meisten zur Belebung der Gesellschaft bei. Wo der Raum es gestattete, wurden auf anliegenden Wiesen Tische und Bänke aufgeschlagen, oft aber lagerte man sich auch nur auf den Weinbergrainen. An dem Feuer wurden Bratwürste gebraten und Kaffee gemacht. Erstere durften auch neben sonstiger reicher Aufwartung nie fehlen. Es wurde geschossen und gesungen, meistens Volkslieder, abwechselnd mit den Leserinnen, auch manches heitere Studentenlied kam dazwischen. Gesellschaftsspiele belebten das junge Volk, es kamen aber nur solche an die Reihe, bei denen es tüchtig zu laufen gab. Der Tanz blieb nie aus: war keine Musik da, so bewegte man sich nach dem Gesang oder pfiff man dazu. Wurde auch der Takt nicht ganz eingehalten, und war auch der Boden uneben, das hatte nichts zu sagen, es ging auch in den Herbst. Mit diesem Trost wurde alles entschuldigt, was nicht ganz in der Regel geschah. Je näher der Abend kam, desto mehr steigerte sich die Fröhlichkeit, wozu der gute Weinsberger Wein bei den Herren auch viel beitrug. Ein jeder von den Herren brachte Feuerwerk mit, und der Gastgeber spendete auch solches noch reichlich dazu. Nach dem Abbrennen desselben zog man paarweise mit Fackeln und Gesang nach Haus. Führte der Weg die heitere Ge-

sellschaft an unserem Haus vorüber, so wurden in kleiner Entfernung davon die brennenden Fackeln auf einen Haufen geworfen und Gaudeamus igitur gesungen. Das Feuer der Fackeln beleuchtete das Haus und die Gesellschaft, die sich vor demselben aufstellte, dem Vater manches „Hoch" brachte und Lieder sang, worunter sein: „Wohlauf noch getrunken" nie fehlte. Wie mancher Mann, der schon längst in Amt und Würden steht, war darunter und erinnert sich jetzt gewiß noch gerne der schönen Herbsttage in Weinsberg. Mancher Abend wurde dann in dem Saal mit dem schönen Kronleuchter mit Tanz beschlossen, zu welchem keine Balltoilette nöthig war.

In Weinsberg hielt sich ein badischer Staatschemiker auf, der täglich in das elterliche Haus kam. In der Theorie war er ein sehr geschickter Chemiker, aber in der Praxis wollte es ihm nicht immer gelingen. Er erinnerte mich in seinen Schicksalen viel an Uhlands „Unstern". Zu einem Herbstfest auf der Burg versprach er ein glänzendes Feuerwerk zu liefern; auf dem hohen Thurm sollte es abgebrannt werden, und alles wäre gewiß schön geworden, wenn die Raketen, romanischen Lichter, Schwärmerkästen, kurz alles, was zu einem glanzvollen Feuerwerk gehört, in die Höhe gegangen wären. Aber eines entzündete sich am anderen und ging wie toll abwärts unter das Publikum, das sich kaum vor Feuersgefahr zu retten wußte. Ich hatte solches Mitleiden mit dem Jammer des armen alten Chemikers, daß es mir die ganze Herbstfeier verdarb.

Eine eigenthümliche Musik ist das sogenannte „Blätteln" der Weingärtner. Sie rufen dieselbe durch ein Birkenblatt hervor, das sie in den Mund nehmen. Es verging im Sommer kaum ein schöner Abend, an dem sie nicht bei

unserem Hause, im sogenannten „grasigen Haag“, sich versammelten und ihre volksthümlichen Weisen mittelst des Blättelns hören ließen.

Sie wußten, welche Freude sie dem Vater mit dieser Musik und dem Gesang der Volkslieder machten. Es war ihm dieses ein größerer Genuß, als das kunstreichste Concert.

Ueberhaupt hörte er sehr gerne Musik, und der einfache Gesang sprach ihn besonders an. Es wurde ihm von Freunden und Freundinnen mancher musikalische Genuß bereitet, den er dann wieder mit seinem Maultrommelspiel vergalt. Wie oft erklangen helle Stimmen vor unserem Hause, denn keine auf der Turnfahrt begriffene Knabenschule zog vorüber, ohne dem Vater ihre Lieder zu singen. Wenn Sänger auf gemeinsamer Fahrt vorbeikamen, so machten sie Halt und begrüßten den Vater mit einem Ständchen.

So feinfühlend für die Musik war er aber nicht, wie jener Bischof, der, als er in unser Zimmer trat, mit den Worten auf das geschlossene Klavier zuging: „Wer spielt hier so herrlich Klavier?“

Die Seherin.

Ich komme jetzt an die sogenannte Nachtseite der Natur, die für uns Kinder aber keine solche war. Ich möchte mit Uhland sagen:

Nun soll ich singen und sagen
Von Leichen und von Tod
Und seh' doch die Bäume ausschlagen
Und sprießen die Blümlein roth.

Ich war kaum zwölf Jahre alt, als die Seherin von Prevorst in unser Haus kam. Sie war eine nicht große, sehr abgezehrte Frau mit einem feinen interessanten Gesicht und wunderbaren Augen. Ihr mildes freundliches Wesen machte uns Kinder bald ganz vertraut mit ihr; wir saßen stundenlang an ihrem Bett (außer demselben sah ich sie selten), und sie nahm gerne Theil an unseren kleinen Freuden und Leiden, die wir ihr vortrugen. Von den Erscheinungen, die sie hatte, wurde natürlich viel gesprochen, der Ruf derselben war bald weit gedrungen, und viele Männer der Wissenschaft und auch andere kamen, um sich von den Thatsachen zu überzeugen. Uns von den Unterhaltungen über diese Erscheinungen ferne zu halten, war nicht möglich, es lag auch gar nicht in der Eltern Absicht. Wir saßen dabei, hörten zu, konnten auch selbst über Manches Auskunft geben, was wir ohne Furcht und mit der größten Unbefangenheit thaten. Die Geister, von deren Kommen und Gehen wir ruhig hörten, waren uns wie Bekannte. Ich ging in der Nacht in Haus und Keller umher, ohne an eine mögliche Erscheinung nur zu denken. Ich bin fest überzeugt, daß Kinder, die man auf das Strengste vor dem Anhören von Gespenstergeschichten hütet, mehr Furcht vor solchen haben, als wir, die wir darinnen lebten. Es ist hier nicht der Platz, über das Für und Wider dieser wunderbaren Erscheinungen zu reden, aber sehr im Irrthum sind diejenigen, die glauben, mein Vater habe seine Forschungen auf diesem Gebiete phantastisch betrieben und sich und Andere hinein gesteigert. Es sind reine Thatsachen, die er niederschrieb, die mit klaren Blicken beobachtet wurden, nicht nur von ihm, sondern von Männern jedes Standes und Alters. Wie viele Männer, welchen der Gespensterglaube, ja jeder

Glaube überhaupt ferne lag, kamen mit dem festen Vorsatz, nichts zu glauben und der Sache auf den Grund zu kommen, und gingen tief erschüttert von dieser so einfachen Frau fort, erfüllt von den unbestreitbaren Thatsachen, die sie erfahren mußten, und die sie trotz allem kalten und besonnenen Forschen nicht auszuklügeln vermochten. — Die drei Jahre, welche die Seherin in Weinsberg zubrachte, waren ein großer Gewinn für mich, der Zufluß von Fremden, darunter die geistreichsten Männer, war groß. Ich hörte mit Interesse den ernsten Gesprächen derselben zu, und ich bin überzeugt, daß diese Zeit von bleibendem Einfluß auf mich wurde. In dankbarer Erinnerung gedenke ich dabei Passavants und Fr. v. Meyer's, Eschenmayers und Anderer.

Zu den überzeugtesten Anhängern der Seherin zählte David Strauß, damals noch gläubiger Theologe, der alle seine freie Zeit der Beobachtung derselben widmete. Noch bis in die spätesten Zeiten bewahrte er meinem Vater treue Anhänglichkeit trotz seiner nachher entgegengesetzten religiösen Anschauung, die der Vater oft tapfer bekämpfte.

Neben Allem ging unser Leben heiter und ungetrübt weiter, auch die Geister wurden unsere Freunde, und sie brachten es nicht dazu, daß es uns gruselte. Wären wir in solche Dinge hineingesteigert worden, so wäre es möglich, daß ich von mancher Erscheinung, die ich zu haben glaubte, erzählen könnte, das kann ich aber nicht. Nur einmal beobachtete ich, als ich bei der Seherin eine Nacht, größtentheils ruhig schlafend, zubrachte, einen wunderbaren Vorgang.

Um zehn Uhr ging ich zu Bette. Wir wachten noch bis gegen elf Uhr, dann schlief ich ein. Vor zwölf Uhr be-

gehrte Frau H. etwas Suppe, woran ich aufwachte. Da fing es an, auf dem Boden sonderbar zu schlürfen und zu knistern; dann klopfte es an der Wand über dem Bette von Frau H. und auf dem Boden, wie mit Hämmern und auf eine andere nicht zu beschreibende Weise. Dieß dauerte eine Weile fort. Ich sah während dessen genau auf Frau H. Sie lag ruhig ausgestreckt im Bette und hatte Arme und Hände bewegungslos auf der Bettdecke liegen. Sie fing nun an zu sprechen, aber ohne sich aufzurichten. Ihre Worte galten einer Erscheinung, die vielleicht an ihrem Bette stand, von mir aber nicht gesehen wurde. Nach einiger Zeit sagte Frau H. zu mir: Der Geist sei nun gegangen, kehre aber nach einigen Minuten wieder, und wirklich fing es nach Kurzem wieder an zu schlürfen und zu klopfen wie zuvor, worauf Frau H. abermals mit der Erscheinung sprach.

Ich hörte Frau H. sagen: „Schlage es selbst auf.“ Da blickte ich auf das Gesangbuch, das fern, von ihren Händen zugeklappt, mitten auf der Bettdecke lag, und sah mit einem Schauder, den ich bis dahin nie gefühlt hatte, wie der Deckel des Buchs sich bewegte und die Blätter von unsichtbarer Hand umgeschlagen wurden. Frau H. lag noch immer starr mit ausgestreckten Armen und übereinander gelegten Händen, und weder an ihr noch an dem Bette war eine Bewegung zu sehen. Endlich sagte Frau H.: „Gottlob, daß er wieder fort ist.“ Ich wollte nun mit ihr über die Erscheinung sprechen und Näheres davon wissen. Sie wies mich aber mit den Worten ab, ich solle sie doch ruhig lassen und davon schweigen.

Außerdem verkehrten wir mit der Seherin nie in solcher Weise, nicht weil es uns verboten gewesen wäre, sondern

ihr selbst war es das liebste, wenn sie nicht von ihrem Zustande reden mußte, und somit blieben unsere Gespräche mit ihr größtentheils auf unserem Gebiete. Einen Vortheil hatten wir von der Geisterfurcht, die unser Haus umgab, daß unsere Gärten vor jedem Diebstahl bewahrt waren. Wie oft blieben Kleidungsstücke &c. in denselben während der Nacht liegen, aber weder diese noch Gemüse oder Obst wurden je von fremder Hand berührt. Der Thurm im Garten erhielt im Volksmunde den Namen Geisterthurm; die Sage ging, daß der Vater in der Nacht dort die Geister beschwöre. Von der Benützung des Thurmes zu so geheimnißvollen Zwecken habe ich nie erfahren, ich weiß nur von Stunden, die mit fröhlichen noch im Körper weilenden Geistern dort verbracht wurden, und wo allerdings mancher in Flaschen gebannte Geist seine Befreiung fand, was ich als Kellermeisterin bezeugen kann.

In das letzte Jahr, in welchem die Seherin in Weinsberg war, fiel meine Confirmation. Wie es Sitte ist, bekam ich von Freunden und Bekannten vielerlei Geschenke, darunter auch Putz- und Schmuckgegenstände. Von der Seherin erhielt ich ein Gesangbuch mit folgendem Vers:

„Nimm dieses Buch von Freundeshand;
Damit dir's recht zum Segen werde,
Leg' es zu deinem Putz und Tand,
Sieh ohne Himmel nie die Erde.“

Ich will diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch eine zweite merkwürdige Geschichte zu erzählen, die ich erlebte. Man wird es einer Tochter Justinus Kerners nicht verübeln, wenn sie sich etwas in der Nachtseite der Natur ergeht.

Es war einige Jahre später, als zu dem Vater ein Bauersmann aus dem Hohenlohischen, aus Orlach bei Hall, mit einer netten, blühenden, noch sehr jungen Tochter kam und ihm die Krankengeschichte derselben vortrug.

Wir hatten an diesem Tage viele Besuche, und es gab für mich die Hände voll zu thun; ich hätte keine Zeit gefunden, auf die Krankengeschichte zu achten, war auch nicht begierig darauf, denn es war ja etwas Gewöhnliches, daß Kranke jeder Art täglich zum Vater kamen.

Erst spät Abends sagte mir der Vater, daß für das Mädchen im oberen Zimmer des Schweizerhauses ein Bett gerichtet werden müsse, indem sie bei uns bleibe. Ihr Vater, der im Wirthshaus übernachtete, begleitete sie an die Thüre des Zimmers und schloß dieselbe von außen ab. Ich schlief im ersten Stock, zwei Zimmer entfernt von den Eltern, und kam spät am Abend und todmüde endlich zur Ruhe. In meiner großen Uebermüdung versäumte ich, die Bibel, in der ich immer noch vor Einschlafen zu lesen gewöhnt war, an das Bett zu nehmen. Ich schlief gleich ein, wachte aber bald wieder auf und hörte, wie der Nachtwächter ein Uhr rief, und der Eilwagen am Hause vorüberfuhr. Da war es mir auf einmal, als bewege sich eine schwarze, formlose Masse gegen mich, und ich empfand an meiner rechten Hand einen Druck, unter dem das Gefühl über mich kam, als sei es mir unmöglich, die geringste Bewegung zu machen, dieses Gefühl hielt mehrere Minuten an, dann verschwand es, wie es gekommen war, und ich schlief nach einiger Zeit wieder ein, bis die Mutter kam, um mich zum Aufstehen zu erwecken. Dieser erzählte ich die Begebnisse der Nacht, worauf sie meinte: „Du wirst geträumt haben." Daß dieses nicht der Fall war, wußte

ich aber gewiß. Nicht lange nachher kam das Orlacher Mädchen aus ihrem Zimmer herab, fiel auf den nächsten Stuhl nieder und bekam ihren sogenannten Anfall; in diesem wußte sie nichts von sich, es sprach ein anderes Wesen mit total veränderter Stimme und Ausdrücken, die dem Mädchen sonst ganz fremd waren, aus ihr. Die Stimme gab sich für einen Mönch aus, der zeitweise Besitz von dem Mädchen nahm. Mir war die Verwandlung, die mit dem Mädchen vorging, etwas ganz Neues, und ich stand erstaunt vor ihr. Auf einmal wendete die Stimme sich an mich, mit den Worten: „Gelt! dich habe ich heute Nacht recht gekriegt, du hast dich brav nicht mehr rühren können, zu dir komm ich noch öfters.“ Später, als ich die Anfälle gewöhnt war und ich mich mit dem Schwarzen (so hieß man ihn, weil das Mädchen vor jedem Anfall eine schwarze Gestalt auf sich zugehen sah) befreundet hatte, fragte ich ihn: „Nun, warum bist du unterdessen nicht mehr gekommen?“ Darauf erwiederte er: „Thue nur das Buch weg, das jede Nacht neben dir liegt, so komme ich schon.“ Das Buch (die Bibel) blieb aber jede Nacht mein treuer Hüter, und den Schwarzen sah ich nie mehr. Dieß ist eine einfache Thatsache, die ich erlebte. Wer mehr über diese Erscheinungen wissen will, der lese „Die Geschichte zweier Besessenen neuerer Zeit.“

Meine Mutter.

Wir Kinder führten, von der treuen, zärtlichen Liebe der Eltern umgeben, ein glückliches Leben. Theobald mußte zwar später sehr viel lernen, es ging ihm aber wunderbar

leicht. Mit großem Interesse trieben wir zusammen die Geschichte der Alten. An Hannibal und Scipio drohte manchmal unsere Einigkeit zu scheitern, die Größe des Einen gegen den Andern zu vertheidigen brachte uns oft in den größten Eifer, aber auf die Dauer konnten auch diese Helden unserer bewährten Eintracht keinen Eintrag thun.

Wir wurden einfach gehalten, sowohl in der Kleidung, als anderen Lebensbedürfnissen. Es war damals leichter als jetzt, etwas besseres als das ganz gewöhnliche zu geben. Mit Wildpret versah uns der gute Onkel reichlich, es wurde solches auf den Hohenlohischen Jagden viel geschossen. Das Pfund eines guten Rehbratens kam nicht über acht Kreuzer. Fische wurden ins Haus gebracht auch zu einem jetzt unerhört billigen Preis, und mit Krebsen kamen aus benachbarten Dörfern Knaben, die sie zu hunderten in Säckchen brachten und beispiellos wenig dafür forderten. Sonst war aber unsere Küche einfach, Torten, Kuchen und derartige Leckereien blieben ihr fremd. Der Bedarf an Wein wurde im Herbst gekauft, ich erinnere mich manchen Jahres, in dem der Eimer nur zehn Gulden kostete.

Eine Lieblingsspeise des Vaters war eine Fleischpastete, welche die Mutter besonders gut zu bereiten wußte. Er, dem das Rechnen sonst ferne lag, gab sich gerne damit ab, auszurechnen, was die Bereitung dieser Speise kostete, und brachte bei der Fleischpastete ein überraschend günstiges Resultat heraus. Einem verarmten Buchbinder von Weinsberg, der im Hause bei uns Bücher einband, wurde von einer solchen aufgetischt. Er meinte, noch nie etwas so Gutes gegessen zu haben, und als der Vater ihm erklärte, welch billige Speise es sei, wurde er ganz bedenklich.

Den Tag darauf kam seine Frau in Thränen zur Mutter und klagte, ihr Mann sei schrecklich mit ihr umgegangen und beschuldige sie, eine schlechte Hausfrau zu sein; er sage, da sei es kein Wunder, daß sie so rückwärts kämen, da sie nicht so gute und so billige Speisen zu bereiten wisse, wie die Doctorin. Die Mutter möchte jetzt nur so gut sein und ihr das Recept von dieser wohlfeilen Speise geben. Die Mutter suchte die arme Frau zu beruhigen und klärte den Mann darüber auf, daß es noch andere Wege zur Sparsamkeit gebe, als den, Fleischpasteten zu essen.

Wir Kinder saßen immer mit zu Tisch, was auch sonst noch für Gäste da waren, und durften durch stilles Zuhören an Allem theilnehmen, was gesprochen wurde. Nie bekamen wir jedoch etwas anderes als unsere einfache Kost, und was darüber noch für die Gäste bestimmt war, das mußten wir vorüber gehen lassen, das wußten wir schon.

Der Tag brach im Sommer früh für uns an, die Mutter stand meistens schon um vier Uhr auf und besorgte ihre häuslichen Geschäfte; auch für den Vater war die frühe Morgenstunde die ruhigste Zeit, seinen schriftstellerischen Arbeiten nachzukommen. Wir Kinder durften auch nicht lange zu Bett bleiben, Theobalds Unterrichtsstunden fingen bei seinem eifrigen Lehrer Walker schon um fünf Uhr an, und ich durfte bald der Mutter bei ihren Arbeiten helfen. Da konnte mir das frühe Aufstehen nicht schwer werden, denn es war gar zu schön, mit der Mutter im Haus oder Garten zu arbeiten; wie rasch ging ihr Alles von der Hand, und wie herzlich frisch und belehrend war ihre Unterhaltung dabei. Es ruhte ein eigener Segen auf Allem, was sie that; jede Arbeit kam schön und flink aus

ihrer Hand und so, wie sie sein sollte. Alles, was sie berührte, hatte sein Gedeihen und war gesegnet. Mir war es oft wunderbar, zu sehen, wie, wenn unerwartet mehrere Personen zu Tisch kamen und ich Sorge hatte, das Fleisch könnte nicht reichen, dasselbe beim Zertheilen unter ihrer Hand gleichsam zuzunehmen schien, und Jedes seinen reichlichen Theil erhalten konnte. An diese gesegnete Hand machte der Vater in späteren Zeiten folgendes Gedicht:

An ihre Hand im Alter.

O, wär' ich Alter noch im Stand,
Ein junges Lied zu heben an,
Wie säng' ich euch von ihrer Hand
Und was die Liebes hat gethan.

Die liebe Hand, die fleiß'ge, die
Die Spuren ihrer Arbeit trägt,
Geschrieben hat ein Buch sie nie,
Sich nie auf dem Klavier bewegt.

Die liebe Hand, die fleiß'ge Hand,
Die Spindel hat sie oft gedreht,
An manchem Hemde und Gewand
Bis in die späte Nacht genäht.

Sie hat gekocht, sie hat gestrickt,
Daß sie die Arbeit machte roth;
Oft hat ein Wandrer sie gedrückt,
Dem vollauf Speis' und Trank sie bot.

Noch fühl' ich ihren ersten Druck
In meiner Hand zur jetz'gen Stund,
Wie mächtig, mit magnet'schem Zug
Er fuhr in meines Herzens Grund.

Und wenn die liebe, treue Hand
Sich mir aufs Herz, das bange legt,
Wird mir der Zauber wohl bekannt,
Den diese Hand still in sich trägt.

Mein Mund küßt sie mit Jugendgluth,
Aus blinden Augen fällt auf sie
Oft meiner Thränen heiße Fluth.
Ist diese Hand nicht Poesie?

Es gab bei Nichts, mochte es noch so überraschend kommen, eine Unruhe oder Lärmen, still und unbemerkt wurde Alles gethan. Nie wurde ein Gast durch das unangenehme Gefühl, er mache Arbeit, gestört; es ging Alles im gewohnten Geleise fort, deßhalb war auch Jedermann sogleich zu Hause und in der Behaglichkeit.

Da es des Vaters größte Freude war, liebe Gäste bei sich zu haben, so übte die Mutter diese Gastfreundschaft mit Liebe aus, obgleich sie oft mit der größten Aufopferung von ihrer Seite verbunden war. Ihre Gesundheit war sehr zart, besonders litt sie häufig an nervösen Kopfschmerzen; oft, wenn sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte und sich niederlegen mußte, konnte der Vater im Jammer kommen: „Rickele, ich sehe Besuche kommen, wenn sie ahnen, daß du krank bist, gehen sie wieder," und sie überwand sich ihm zu lieb, stand auf und empfing die Gäste, sorgfältig ihre Schmerzen verhehlend. — Wie seiner Zeit in Welzheim, schmeckte dem Vater noch immer jede von ihr zubereitete Speise am besten. Oft stand sie in der Küche und sorgte für Lieblingsgerichte, während ein Kreis von

Dichtern, Dichterinnen und gelehrten Damen um den Vater versammelt war. Dann konnte sie zu mir mit ihrem stillen Lächeln sagen: „Die werden denken, was doch der Kerner für eine prosaische Frau hat. Das thut aber nichts, wenn es ihnen nur gut schmeckt, was wir kochen." Und schmecken mußte es Jedem, der bei ihr am Tisch saß; ich höre noch ihre liebe Stimme, wenn sie mit freundlichem Zuspruch die Speisen darbot und sagte: „So nehmt doch, aber auch recht." Recht mußte Alles bei ihr sein, das sprach ihr ganzes Wesen aus. Nach ihrem Tode rief ihr der Vater folgenden Vers nach:

„Nur recht! nur recht!" war oft dein liebes Wort,
Recht, recht hast du gesorget immerfort,
Recht mitgetheilt, geliebet recht und echt!
O bleib' in mir so lang, bis ich bin todt, recht, recht!

Daß sie eine prosaische Frau sei, konnte nur ein oberflächlicher und flüchtiger Beobachter sagen.

Wer auch nur kurze Zeit in ihrer Nähe war, der mußte finden, daß sie dem Vater war, was ein Weib im edelsten erhabensten Sinne dem Manne sein soll.

War irgend eine Begebenheit aus des Vaters Leben zu erzählen, so gab er sich keine Mühe damit, seine „Memoria" — so hieß er oft seine Frau — mußte es thun; es konnte auch Niemand so ruhig, klar und witzig es wiedergeben, wie sie. Der Vater konnte nichts unternehmen ohne sein Rickele. Kein Brief wurde abgeschickt, den sie nicht vorher gelesen hatte. Nichts, was er schrieb, dünkte ihm fertig, ohne daß die Mutter ihr Urtheil abgegeben hatte. Das tiefe Gefühl und der klare Verstand, die sich bei ihr in seltener Vereinigung fanden, gaben ihr das beste

Verständniß für des Vaters ganzes Wesen, dadurch wußte sie auch für seine oft quälende Melancholie die besten Mittel durch Trost, Rath und That.

Als der Vater einmal wieder sehr trüb gestimmt und voll Todesahnungen war, denen er in mehreren Briefen an Freunde Ausdruck gab, brachte er, wie gewöhnlich, der Mutter dieselben zum Lesen. Nachdem sie damit fertig war, sagte sie in ihrer ruhigen Weise: „Aber Kerner, wenn du diese Briefe abschickst, kannst du fast mit Ehren nicht mehr fortleben."

Bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit war sie ihm auch in so fern eine treue Gefährtin, als sie ihm seine Manuscripte abschrieb und zum Druck vorbereitete. Keine Schrift war dem Vater so lieb, wie die von der Mutter. Bei ihrer klaren, sicheren Hand hatte er die wenigsten Correcturen zu erwarten.

In wie mancher Nacht, wenn der Vater nicht schlafen konnte, dictirte er der Mutter, besonders als sein Augenlicht immer mehr abnahm. Sie war immer da und bereit, wo sie ihm etwas helfen konnte.

Auch in seinem Amte als Oberamtsarzt stand sie ihm treulich bei. Die meisten Berichte an das Medicinalcollegium schrieb sie ins Reine, und die ärztlichen Tabellen arbeitete sie ihm aus. Wo es sich um Zahlen handelte, überließ der Vater alles ihr.

Die Armen hatten in ihr eine Wohlthäterin, die nicht nur gab; sie ging auch liebreich in ihre Verhältnisse ein, und Keines ging ungetröstet von ihr. Nicht nur leiblich versorgte die Mutter die vielerlei geistig und körperlich Kranken, die nacheinander unser Haus beherbergte, sondern sie wirkte auch gemüthlich auf sie ein, gleich dem besten

Ärzte. Wenn Kranke kamen und auf den Vater, der gerade auf der Landpraxis war, warten mußten, hörte sie mit Liebe und Geduld ihre Klagen an, und oft, wenn der Vater zu lange nicht kam, gingen sie beruhigt mit einem von ihr gerathenen Mittel nach Hause, das auch seine gute Wirkung that. Auf Alles, was den Vater betraf, ging sie mit Liebe ein; so machte sie auch bei seinen Forschungen, die mancher Frau recht unbequem gewesen wären, ihm die Wege eben und hielt das Unangenehme derselben so viel wie möglich von ihm fern. Der Vater hatte sich auch so gewöhnt, sein Rickele für sich sorgen zu lassen, daß er, als sie ihn verlassen mußte, in Wahrheit sagen konnte:

Bin wie ein Kind, das, seine Mutter erst verloren, weinend in der Nacht steht &c.

Das Schwerste konnte sie nicht von ihm abwenden, sie mußte ihn verlassen, und er noch acht Jahre ohne sein Rickele sein. Ehe dieser Schmerz eintrat, war er in steter Todesangst um ihr Leben, und als sie wirklich von ihm gegangen war, war sein Leben kein Leben mehr, es war nur noch ein Sehnen nach ihr. Als mein Vater gestorben war, wurden ihm von Freundeshänden zwei Lorbeerkränze auf das Grab gelegt, ich nahm den einen davon und legte ihn auf der Mutter Grab, sie hatte das gleiche Recht daran.

Wie beklage ich, daß wir kein Bild von unserer Mutter haben, wenigstens keines, das nur entfernt Aehnlichkeit mit ihr hat. Die Mutter war eine kleine, zarte Frau, erst in späteren Jahren wurde sie stärker, sie hatte dunkle Haare, eine schöne geistreiche Stirne — wie oft drückte der Vater einen Kuß darauf — und blaue Augen, die alles aussprachen, was Schönes in ihr war: Geist, Herzensgüte und klaren Verstand. Sie war geistig lebhaft, aber

in ihren Bewegungen ruhig, alles war im Einklang bei ihr. In der Kleidung war sie sehr einfach, aber immer so wohl geordnet, daß sie vom frühen Morgen an, von jeder Arbeit hinweg, nie in Verlegenheit kam, welcherlei Gäste sie auch zu empfangen hatte. In späteren Jahren trug sie immer ein weißes Häubchen, welches das liebe Gesicht fein einrahmte. Sie hatte eine besonders schöne Hand, an welcher der Vater immer die größte Freude hatte.

Freundesstimmen.

Nicht allein wir waren es, für die unser Elternhaus wie von einem Zauber der innigsten Liebe und des Glücks durchdrungen erschien, auch Freunde nahmen von dort den Eindruck des Außergewöhnlichen, der seltensten Herzlichkeit und edelsten Gastfreundschaft mit sich.

David Strauß, wie Gustav Pfizer haben diesen Gefühlen, der eine in seinen „friedlichen Blättern," der andere in einem Gedichte rührenden Ausdruck gegeben, und ich kann mich nicht enthalten, zum Schlusse beides hier anzuführen.

[1] „Das (Kerner'sche) Haus steht mitten unter Gärten von Bäumen, Weinreben und Blumen umgeben; es ist klein, aber anmuthig und bequem, und in Verbindung mit dem wohnlich eingerichteten Gartenhause gegenüber bietet es auch hinlänglich Raum, der Gastfreundlichkeit der trefflichen Familie genug zu thun. Eine schönere und zartere Gastlichkeit ist nicht leicht in einem Hause zu treffen. Unter den vielen Fremden, die jährlich das Kerner'sche Haus

[1] Aus „Friedliche Blätter" von David Strauß.

besuchen, wird doch jeder in seiner Eigenthümlichkeit aufgefaßt und ihm eine entsprechende besondere Rücksicht und Neigung gewidmet. Ist ein auswärtiger Freund in Weinsberg anwesend, so ist es Kerner'n nicht wohl, wenn er nicht in seinem Hause speist und übernachtet, so lange noch Raum ist, und die Einladungen des Gemahls unterstützt die eben so gemüthvolle als verständige Hausfrau mit so vieler Herzlichkeit, daß schwer zu widerstehen ist. Das dennoch sich aufdrängende Gefühl, hier allzuviel Güte zu mißbrauchen, wird dem Gaste nur dadurch erleichtert, daß er sieht, wie seine Anwesenheit nicht die mindeste Störung oder Aenderung im Hauswesen hervorbringt, sondern alles in seinem ruhigen, einfachen Gange bleibt. Und in welche Familie findet sich der Gast hier eingeführt! Kein Wunder, daß von bösen Geistern Geplagte hier Hilfe und Heilung suchen: der gute Geist dieses Hauses muß sie vertreiben. Ein Friedensengel scheint über demselben zu schweben; der Sinn der Ordnung, der ruhigen Heiterkeit und des Wohlwollens spricht aus allen Gesichtern, aus Allem, was wir darin hören und sehen, an. Der Dichter ist glücklich zu preisen, der, wie Kerner, eine Gattin findet, welche einerseits zwar seinem schwärmenden Gefühle den ordnenden Verstand gegenüberstellt, doch aber andererseits selbst so viel Gefühl und poetischen Sinn besitzt, um das, was des Dichters Brust bewegt, innig mitempfinden und sein Leben im vollen Sinne theilen zu können... Das Kerner'sche Haus ist vielleicht das merkwürdigste und eigenthümlichste in ganz Schwaben, und ich möchte demselben bald eine ähnlich episch-novellistische Verherrlichung wünschen, wie es von meinem Freunde, Gustav Pfizer, in dem bekannten schönen Gedichte, lyrisch verherrlicht worden ist. So viel

ist jedenfalls gewiß: man muß Kernern in seinem Hause sehen und darstellen, wenn man einen richtigen Begriff von ihm bekommen oder mittheilen will.

Kerner wird nicht müde, die Gäste in seinen anmuthigen Besitzungen herumzuführen, ihnen Haus und beide Gärten, den einen vor, den andern hinter dem Hause, Gartenhaus und Laube zu zeigen und, was Denkwürdiges dabei zu sehen und zu hören ist, bemerklich zu machen. Besondere Aufmerksamkeit erregt auf dieser kleinen Wanderung der Thurm, der, ein Stück der alten Befestigungswerke, in Kerners Garten steht und von ihm so eingerichtet worden ist, daß er ein alterthümlich gewölbtes Zimmer mit gemalten Fensterscheiben, zur Lektüre oder Mittagsruhe im Sommer geeignet, und oben auf dem platten Dache ein Zelt mit der schönsten Aussicht, rückwärts auf die Weibertreue und die Stadt, vorwärts in das Weinsberger Thal und die Löwensteiner Berge darbietet. Kommt während dieser Wanderungen Mittag heran und ist Jahreszeit und Witterung günstig, so wird der Hausvater befragt, an welchem Platze dießmal gespeist werden soll, d. h. ob im Wohnzimmer, oder im Schweizerhause, das als Altan hinten an das Wohnhaus angebaut ist, oder auf dem Thurme, in der Laube oder unter dem Apfelbaum.

Während des Essens, wenn es im Freien stattfindet, kommt der Storch herangestiegen, der vertraulich seine Gabe verlangt, von dem aber Kerner sagt, er habe, wie wir Menschen, sein Paradies verloren, da er dem, der ihm zu essen reiche, undankbar mit dem Schnabel nach der Hand haue. Der zahme Rabe kommt vom nächsten Dach oder Baum geflogen und fordert gleichfalls seinen Antheil, und

so bekommt man auf die anmuthigste Weise zu sehen, wie das Herz des Dichters und der Seinigen seine Freundlichkeit über die Grenzen der menschlichen Gattung und der gewöhnlichen Hausthiere hinaus auf die wilde Natur auszudehnen sich gedrungen findet ꝛc.“

An Justinus Kerner.

O theurer Schattenspieler![1]
Es spricht der Dank so Vieler
Zu dir aus meinem Lied.
Wer ist, der nicht gerühret
Vom Hauch, den er gespüret
Aus deinem Hause schied?
Der nicht aus neuen Zeichen
Den Geist, den ewig reichen,
Der Welt und Herz bewegt, errieth?

Zwar schlossest du die Pforten
Des Lieds. Nicht mehr in Worten
Ergießt sich Poesie;
Die Sprache, so gebrechlich,
Umfaßt, was unaussprechlich,
Mit ihren Lauten nie;
Du ändertest dein Walten
Und prägtest in Gestalten
Den flüss'gen Strom der Phantasie.

1 S. Kerners Reiseschatten, in welchen er als Schattenspieler Luchs auftritt.

Was andre nur gesungen,
Das hast du dir errungen,
Den magischen Palast.
Das Wild sucht deine Halle,
Das Pferd in deinem Stalle
Fühlt nicht der Jahre Last,
Und Pilger aller Zonen
Mit warmem Danke lohnen
Die freundlich dargebotene Rast.

Den Thurm hab' ich gesehen,
Von dem du ließest wehen
Das griechische Panier;
Im Regen mußt' erbleichen —
Ein unglückdroh'ndes Zeichen! —
Der frohen Farben Zier.
Der edle Sohn der Musen
Zog, schon den Tod im Busen,
Der Griechensänger,[1] weg von dir.

Das Gartenhäuschen schimmert,
Auf altem Stein gezimmert,
In frischem, neuen Glanz;
Dort kostete den Schlummer
Der Feldherr, den der Kummer
Umschwebt des Vaterlands;
Dort hängt voll stiller Trauer,
Herab an düstrer Mauer,
Rybinski's[2] abgelehnter Kranz.

1 Wilhelm Müller im Herbst 1827. Ihm zu Ehren pflanzte der Vater eine Fahne mit den griechischen Nationalfarben auf dem Thurm in seinem Garten auf.

2 Im Jahr 1832 besuchte dieser polnische Feldherr den Vater.

Den Polen und den Ungern,[1]
Du lässest keinen hungern,
Du ladest sie herein,
Bereit, sie zu ergötzen
Mit Bildern und mit Schätzen,
Mit Harmonien und Wein;
Aus dunkler Schwermuth Schatten
Führst du die Lebensmatten
Zurück zum goldnen Sonnenschein.

Wie ruhig bei Dämonen
Des Friedens Engel wohnen,
Hab' ich bei dir geschaut;
Es bricht an deiner Schwelle
Die schwarze Macht der Hölle,
Der vor der Unschuld graut;
Es weicht die Geisterschwüle
Vor jener Abendkühle,
Die von des Genius Schwingen thaut.

So stört das Wunderbare
Dein Leben dir, das klare,
Der Seele Frieden, nicht;
Du nimmst der Geister Necken,
Den tollen Spuk, den Schrecken,
Mit auf in das Gedicht,
Das sich in deinem Innern,
Aus Zukunft und Erinnern,
In bunten Fäden weiter flicht.

1 Nicolaus Lenau.

Einst trug ein seltsam Wappen
Dein Schild; zu deinem Knappen
Erkorest du den Scherz;[1]
Und nachher sang und fühlte
Die Brust — die Hand, sie kühlte
Der Menschheit Pein und Schmerz;
Doch stets ist gleich geblieben
Im Glauben, Ahnen, Lieben
Dein unverwüstlich reiches Herz.

Den Einklang zweier Welten
Belauschest du, vom Schelten
Des Marktes nicht empört;
Des Lebens erd'ge Schale
Ward von dem mächt'gen Strahle
Des geist'gen Blicks zerstört:
Von ungewohnten Zungen,
Aus ernsten Dämmerungen
Hast du manch seltsam Wort gehört.

Doch, daß ich nichts verhehle,
Es regt in meiner Seele
Sich immer der Verdacht:
Es sei dein Haus am Berge
Vom wilden Heer der Zwerge
Durch Zauber nur gemacht;
Einst tragen sie im Sturme
Sammt Garten und sammt Thurme
Es in die Wolken über Nacht.

1 In den Reiseschatten.

Dann geht die Sag' im Volke:
„Habt ihr in rother Wolke
Das Häuschen auch gesehn?“
Und wem es wird begegnen,
Der wird sich freudig segnen,
Daß ihm ein Heil geschehn,
Es werden milde Lüfte
Und warme Balsamdüfte
Aus seinem Sapphirthore wehn.

Dann möcht' ich bei dir weilen,
Den Sternensaal durcheilen
In raschem, hohem Flug!
Dann schauten wir vom Fenster
Des Zwischenreichs Gespenster,
Manch' langen, blassen Zug, —
Bis uns am lichten Ziele,
Nach langem Schattenspiele
Ein Engel ruft: es ist genug!

Gustav Pfizer.

Schluß.

Mit diesen Freundesstimmen schließe ich die Erinnerungen an meine Kindheit. Ich will es einer berufeneren Feder überlassen, weitere Kunde von dem reichen Leben zu bringen, welches das Kernerhaus in späteren Jahren noch in sich schloß.

Mit Freuden habe ich mich in die schöne Zeit meiner Kindheit und ersten Mädchenjahre zurückversetzt und ihre

Bilder an meinem Geiste vorüberziehen lassen, die um so farbenreicher und schöner sich mir darstellen, je mehr ich mich dem Abend meines Lebens nähere. Und mit Dank gegen Gott kann ich sagen:

Wie war mein Heimathland
Voll Gold und Rosenhelle!

Niethammer, Marie,

Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus nach Briefen u. eigenen Erinnerungen

Stuttgart 1877